UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der gelbe Fleck

Loewenberg, Jakob

Berlin, 1924

urn:nbn:de:hbz:466:1-28208

Visual Library

JAKOB LŒWENBERG

Der gelbe Fleck

P
03

SR
3799

PHILO-VERLAG UND BUCH-
HANDLUNG G.M.B.H./ BERLIN

LŒWENBERG / DER GELBE FLECK

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der gelbe Fleck

von

Jakob Loewenberg

Berlin 1924

Philo Verlag und Buchhandlung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn
03
SR
3799
14/3964
CQCL

Inhalt

Deutsch und Geschichte (1919) 5
Die schwarze Rinke (1898) 13
Der Davidskolk (1918) 33
Lise (1916) 43
Heimatstreu (1921) 51
Der Herr Professor (1912) 59
Die Geographiestunde (1918/19) 75
Der gelbe Fleck, ein Drama (1899) 119

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsch und Geschichte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Daniel Kirchheimer ging von der allgemeinen Studentenversammlung, der ersten, die er mitgemacht hatte, nach Hause. Ging nicht, taumelte wie einer, der einen Schlag auf den Kopf erhalten hatte. War es denn möglich? Er hatte so vieles in diesen fünf Jahren erlebt, was an Unmöglichkeit grenzte, und dennoch! — „Gehören die jüdischen Kommilitonen zu den deutschen Studenten?" lautete das Thema, das zur Beratung gestellt war. Der einleitende Redner hatte in ruhiger, sachlicher Weise, wie er selber sagte, jedes Für und Wider erwogen, hatte in den tiefsten Gründen des Volkstums geschürft und war, nicht aus religiösen oder politischen oder wirtschaftlichen, sondern aus Gründen der Volksreinheit zu der Entscheidung gekommen: Nein! Zahme und scharfe Einwendungen waren gefolgt. Eine jüdische Studentin, Medizinerin, deren Verlobter im Kriege gefallen war und die selber drei Jahre lang als Krankenschwester im Osten gewesen war, hatte gefragt, ob denn sie zu den deutschen Studentinnen gehöre, und ein vielstimmiges „Nein!" war auch ihr entgegengeschollen. Ein junger jüdischer Student hatte kaum angefangen: „Wenn wir im Kriege" — als ein stürmisches Schreien: „Drückeberger! Drückeberger!" ihn am Weitersprechen verhinderte. Da hob er mit einem qualvoll verächtlichen Lächeln seinen rechten Armstumpf hoch, und ohne noch ein

Wort zu sagen, schritt er lautlos von dem Rednerpult in den Saal. Es kochte in Daniel, es drängte ihn zu sprechen, aber Grimm, Ekel und ein Gefühl unsagbarer Wehmut schnürten ihm die Kehle zu. Er hörte kaum noch, wie abgestimmt wurde, er stürzte hinaus. Und nun saß er im Dunkeln auf seiner Bude, den heißen Kopf in die Hände gestützt. War es denn möglich?

Der Sommer 1914 stand vor seinen Augen. Kurz vor den großen Ferien hatte der Ordinarius, ein übellauniger alter Herr, zu seinen elf Oberprimanern gesagt: „Sie sind alle zusammen eine Idiotenbande." Wenige Monate später hatten vier dieser Bande ihr junges Leben dem Vaterland geopfert, und er selber war schwer verwundet worden. Sobald er genesen war, kehrte er zu seiner Truppe zurück. Die Schulfreunde waren inzwischen Leutnant geworden, er wurde als Unteroffizier wieder eingestellt. Auf weitere Beförderung habe er nicht zu rechnen, ließ ihm der Oberst sagen. „Es tut mir aufrichtig leid," ergänzte der Hauptmann die Mitteilung, „ich bin in jeder Beziehung mit Ihnen zufrieden, aber Sie wissen wohl, warum es nicht geht." Er wußte warum.

Und er tat seine Pflicht getreu wie zuvor, tat sie wie Tausend, wie Millionen andere. Nach monatelangem Ausharren im Schützengraben, nach schweren, blutigen Kämpfen im Westen hatte es Urlaub gegeben. Urlaub! So muß den armen Geistern zumute sein, wenn sie aus dem Fegefeuer in den Himmel kommen. Dann kam er nach dem Osten, nach Rumänien, nach der Ukraine. Das Feuer der Begeisterung verglomm allmählich, aber das Pflichtgefühl wuchs um so stärker. Und noch stärker wuchs die Sehnsucht nach Arbeit, nach Arbeit im Friedensland. Deutsch und Geschichte wollte er studieren. Nun hatte er beides erlebt. Und sehnte sich doch nach seinen Büchern, sehnte sich nach der Universität, die ihm als ein

Paradies vorschwebte, in dem es nur Bäume der Erkenntnis und des Lebens gäbe, aber keine Schlangen.

Schon lockte wieder ein Urlaub. Da wurde er schwer krank. Ruhr oder dergleichen. Er hatte es sich immer zum Gesetz gemacht, alles selber mitzutun, was seine Leute tun mußten; aber seine Kräfte versagten. Was sie mit Lachen vollbrachten, um das mußte er sich zusammenreißen und es mit zusammengebissenen Lippen tun. Aus dem Feldlazarett kam er nach Deutschland in das Genesungsheim eines Waldstädtchens, weit, weit weg von der Heimat. Das Beaufsichtigen der Kameraden, das Umherlungern, die faden Gespräche und das ewige Kartenspiel waren ihm bald zuwider, und er meldete sich zur Landarbeit. Er wurde einem kleinen Gehöft am Bergabhang im nächsten Dorf zugewiesen. Der Sohn des Hauses stand auch im Felde; nur eine Tochter war noch da, ein älteres, verwachsenes Mädchen, mit einem bleichen, schmalen Gesicht, mit tiefen, blauen Augen und schweren, dunkelbraunen Flechten um den Kopf. Er half ihr im Hausstand, im Garten und dann auf dem Felde. Heiße, fruchtschwere Julitage. Sie nahmen den Roggen auf, banden die Garben und stellten sie in Hocken. Und saßen in der Mittagsstunde unter dem großen Schlehenbusch am Feldrain. Er erzählte von seinen Schuljahren, von Eltern und Geschwistern, von dem Leben in der großen Stadt, von seinen Studienplänen und daß er Lehrer werden wolle. Kein Wort vom Krieg. Sie sprach scheu und zagend von einigen kleinen Kindheitserlebnissen und von der Krankheit und dem Tode der Mutter. Und durch alles, was sie sagte und wie sie es sagte, klang ein Ton schmerzlicher Wehmut und tiefster Vereinsamung. Nie hatte eine Freundin sich zu ihr gesellt, nie hatte ein Bursche sie zum Tanz aufgefordert; sie war ja häßlich und verwachsen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Er hörte mit warmer Anteilnahme zu und war noch aufmerksamer gegen sie, noch ritterlicher als zuvor. Und als er erfuhr, daß sie gern las, ließ er ihr Bücher kommen, „Barfüßele" von Auerbach, und „Elsie, die Magd" von Jeremias Gotthelf, Geschichten, die ihrer Umwelt entsprachen. Aber er erkannte bald, er dürfe ihr auch anderes bieten, denn mit unbeirrtem, scharfem Blick fand sie bald die Vorzüge und Schwächen jeder Erzählung heraus. Da merkte er, hier war ein Ackerfeld, das lange brach gelegen, das reich war an ursprünglicher Wachskraft, das nach Saat dürstete. Und er gab, was er mit seinen armen Händen geben konnte, gab gern und froh, gab zu den Erzählungen Sagen und Geschichte, Lieder und Gedichte. Und sie lohnte es mit heißem Dank, mit tiefem Verständnis und eifriger Anregung. Hin und her gingen die feinen Sommerfäden, und es war ein zartes, wundersames Gewebe, das sich da zwischen dem jungen jüdischen Krieger aus der Großstadt und dem alten verwachsenen Bauernmädchen aus dem Dorfe anspann.

Dann kam der Zusammenbruch, die Auflösung aller Bande. Es war wie ein Wanken der Berge, die für eine Ewigkeit zu stehen schienen, war wie ein Erdbeben, das ganze Städte begräbt und neue Inseln aus dem Meere hebt.

Er wurde heimgeschickt und suchte seine innere Rettung bei den Büchern. Jetzt zur Universität, studieren, arbeiten, daß der Schädel dampft! Er hatte es sich anders gedacht, dieses Arbeiten, es sollte eine Feststimmung darüber liegen wie ein blauer Sonnenhimmel über einem Erntetag. Nun lastete es wie ein Frohnzwang an einem grauen Herbsttag. Aber was machte es, daß sein Stückchen Feld verregnet war, wenn das ganze Land zugrunde zu gehen schien. Es darf es nicht, es soll es nicht! Wir sind als Volk noch so jung, wir wollen

arbeiten, arbeiten, jeder nach seiner Kraft, jeder an seiner Stelle. Wir kommen schon wieder hoch, trotz alledem und alledem. Deutscher Geist — —

Er lachte laut über sich selbst, bitter und hohnvoll. Deutscher Geist — du bist ja gar kein Deutscher. Sie haben es dir ja heute abend klar bewiesen und bezeugt. Ob deine Vorfahren seit Jahrhunderten, vielleicht seit einem Jahrtausend hier gelebt und gelitten, ob du selber für Deutschland geblutet, ob deutsche Kultur dich umgeben und genährt, ob dein erster Laut ein deutscher war, wie es dein letzter sein wird — was macht es? Die künftigen Träger deutscher Bildung und Gesittung sprechen dir dein Deutschtum ab. Punktum. Und Deutsch und Geschichte willst du studieren? Man wird es dir schon irgendwann und irgendwo eintränken, daß du das gar nicht kannst, daß dir die innere Befähigung dazu fehlt. Geh in dich, begrab deine Träume, lern ein Handwerk, fang ein Geschäft an, wenn du auch gar keine Neigung dazu hast, aber nur nicht Lehrer für Deutsch und Geschichte, du Nichtdeutscher! O, ihr Rassenschnüffler, die Kugel aus dem Hinterhalt ist barmherzig gegen euch. Sie tötet nur den Leib, ihr mordet die Seele!

Er sprang auf und schritt mit hastigen Schritten auf und ab im Zimmer. Die Pulse jagten wie im Fieber, der Kopf brannte, die Brust wollte ihm zerspringen. Wie war es eng im Zimmer und so dunkel. Licht! Licht!

Als die Lampe brannte, fiel sein Blick auf eine Ansichtskarte, die auf seinem Tisch lag. Er nahm sie auf und las:

Lieber Freund Herr Daniel!

Heute vor einem Jahr sind Sie zu uns aufs Dorf gekommen. Da haben wir fleißig zusammen gearbeitet und gelesen. Nun ist alles anders geworden. Aber es war doch eine schöne Zeit, ich glaube, es war die

glücklichste meines Lebens. Ich danke Ihnen noch vielmals und hoffe, daß es Ihnen gut geht. Es grüßt Sie mit herzlichen Segenswünschen

Maria Kenn.

Wieder und wieder las Daniel die Karte. Und sein Auge wurde heller, und seinen Mund umspielte ein Lächeln. Er blickte in die Nacht hinaus wie in eine weite, heitere Ferne. Dann setzte er sich hin, schlug ein Buch auf und sagte fest und zukunftsfroh: „Ich studiere doch Deutsch und Geschichte!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die schwarze Rivke

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

I.

Auf dem Osterberg unter einem Schlehdorn lagen zwei kleine Jungen und spähten eifrig den Weg nach Borgeln hinab.

„Die Mame tommt nich, Ruben," sagte betrübt der kleinere, ein Bürschchen von etwa drei bis vier Jahren.

„Sie kommt doch, und sie kommt auch hier vorbei," beruhigte ihn der um einige Jahre ältere Bruder. „Ich weiß es ganz gewiß. Ich bin schon mal mit Mama in Borgeln gewesen, ja, Mendel."

„Bringt denn Mame auch das Hiselamm mit?"

„Mama hat's gesagt, un denn tut sie's auch."

„Das Hiselamm hört mir."

„Un mir auch, Mama hat's gesagt."

„Un Minna auch."

„Minna is ja tot. Die is ja in Himmel."

„Kiegt sie in Himmel auch en Hiselamm?"

„Ach, du! —"

Er wandte sich mit überlegener Miene von dem kleinen Dummkopf ab und ritzte mit einem spitzen Steinchen die Erde auf. Dabei kam ein Wurm zum Vorschein.

„Guck mal, Mendel, ein Wurm."

„Für Hiselamm mitnehmen!"

Ruben lachte laut auf.

„Hiselamm ißt gar keine Würmer. Hühner essen Würmer. Hiselamm muß Gras haben un junge Schlohen. Weißt du, Mendel, jeden Tag hüten wir's in Wessels Tweete, und dann nehmen wir'n großen Korb mit. Da is ganz langes Gras, so lang," und er zeigte die volle Länge seines Ärmchens, „das holen wir. Un dann bauen wir 'n Stall hinter unsrem Haus un ne Scheune, un dann —"

Ein Peitschenknall ertönte. Ein Bauer fuhr mit seinem Wagen vorüber, um Saatkorn ins Feld zu bringen.

„Blagentüg, wat makt je da? Up de füchte Eer sitten in de Märztid? Wöl je wull na Huus!" Und er drohte ihnen mit der Peitsche.

„Dat sind de schwarte Riwke ehre," bemerkte der Knecht, „de könnt 't verdrägen."

„Deut nix. Wöl je wull na Huus!"

„Wir wollen unsre Mama abholen," entgegnete Ruben in weinerlichem Ton, während der Bruder sich an ihn schmiegte.

„Na, dann staht up und makt je net krank und verdarwet ju dat Teug net. De Meume hert't nich so dicke; de mut sick genaug plagen."

Die Kinder gehorchten, und der Bauer fuhr von dannen.

In bangem Schweigen sahen die Knaben ihm nach; aber kaum war er einige Schritte von ihnen entfernt, da kehrte ihr frohes Selbstgefühl wieder.

„Der olle, dicke Hiwwelmeier," rief Ruben halblaut in verächtlichem Tone. „Un wenn ich erst groß bin, dann kaufe ich mir auch en Wagen und zwei Pferde, und dann holen wir das Gras für Hiselamm immer auf'n Wagen."

Seit Wochen war das Hiselamm der einzige Gedanke der Kinder. Nach langem Bitten und Quälen hatte die

Mutter versprochen, ihnen ein Ziegenlamm mitzubringen, das schon fressen könne und das sie nicht schlachten wolle. Sie sollten es ganz allein für sich haben. Seit der Zeit hofften die Kinder von Tag zu Tag auf die Erfüllung des Versprechens, als ob ihr ganzes Dasein durch den neuen Lebens- und Spielgenossen ein völlig anderes werden müßte. Alle früheren Wünsche und Interessen waren zurückgetreten. Sie lebten nur noch für das Hiselamm.

Und heute sollte es ankommen.

Von früher Morgenstunde an hatten sie den Vater gefragt, ob die Mutter bald zurückkäme. Fürsorglich hatten sie schon Gras geholt und in das kleine Kämmerchen gestreut, das zur Wohnung des Zickleins bestimmt war. Aber der Tag war so lang, und das Hiselamm wollte noch immer nicht kommen.

Da hatte sie denn nach dem Mittagessen ihre Sehnsucht hinausgetrieben, erst in den Heckenweg zwischen den vertrauten Gärten, dann in das einsame Feld, dann weiter über die geländerlose Ammerbrücke, über die eigentlich Kinder nicht allein gehen sollten, und endlich den hohen Osterberg hinauf. Vor jeder Strecke hatten sie Rast gemacht und gewartet, und nun waren sie oben auf dem Berg und getrauten sich nicht weiter. Die Welt war doch größer, als sie gedacht hatten, und die Mutter wollte noch immer nicht kommen. Sie warteten und warteten.

Längst hatten sie sich trotz der Warnung des Bauers wieder auf die Erde gesetzt. Es fror sie in ihren dünnen Kittelchen in der herben Märzluft. Auch der Hunger stellte sich ein, und sie fingen an zu verzagen.

„Mame tommt nich, nach Haus gehen!“ wimmerte der kleine Mendel.

„Mama muß kommen,“ tröstete Ruben; aber auch seine Stimme durchklang schon ein leises Bangen.

„Ich will Bot haben," hob der Kleine nach einer Weile wieder an und begann zu weinen. „Ich bin so hungerig."

„Ich auch, Mendel," stimmte Ruben ein, und gerührt über das eigene Leid, weinte er mit.

Da saßen sie nun beide, den Kopf zur Erde geneigt, und schluchzten bitterlich.

Das Weinen wurde leiser und leiser, die Äuglein wollten ihnen schon zufallen, als eine Stimme vom Wege her rief: „Kinders, Kinders, was is passiert?"

Jedes andere Kind würde sich entsetzt haben, hätte es die rauhe Stimme gehört und die lange hagere Frau gesehen, die mit ihren rotgeränderten Augen, dem struppigen, schwarzen Haar, den harten, knochigen Zügen so sehr an die Schreckgestalt des Märchens erinnerte. Aber die beiden Kinder sprangen glückselig in die Höhe, rannten auf die häßliche Frau zu, umschlangen ihre Kniee und schluchzten und jubelten: „Mame!" „Mama!"

„Kinders, wie kommt ihr denn hierher? Weiß der Papa davon?"

„Nein, Mama," versicherte Ruben stolz, „wir haben den Weg ganz allein gefunden. Wo is denn das Hiselamm?" und er lugte forschend in den Korb, den sie am Arme trug.

„So ihr Nixnutze, das wolltet ihr holen, und Papa is nu in Angst um euch. Und ihr hättet euch verlaufen können, und hättet ins Wasser fallen können, ihr schlechten Jungens."

Und sie bückte sich zu ihnen nieder und küßte sie.

„Wo is das Hiselamm denn?" fragten sie beide wieder.

„Das is schon längst hier vorbeigekommen. Menken Stine bringt es euch. Sie ist schon vorausgegangen. Habt ihr sie denn nicht gesehen?"

„Nein, Mama."

„Dann ist sie schon lange bei uns. Seht ihr wohl, wäret ihr artig zu Haus geblieben, dann hättet ihr es jetzt schon, ihr Nixnutze."

„Mama, mach rasch," drängte Ruben und zerrte an dem Korb.

Der Kleine aber streckte die Händchen in die Höhe und bat: „Mame, ich bin so müde!"

Und die Mutter, die einen Pack Felle auf dem Rücken schleppte und den schweren Korb trug, hob ihren Jüngsten ohne weiteres auf, ließ den Aeltesten, der sich an ihrem Rock festhielt, zur Seite trippeln und schritt, eine fröhliche Weise pfeifend, ihrem Heim zu.

II.

Die schwarze Rivke war in der kleinen jüdischen Gemeinde, der sie angehörte, wenig beliebt und noch weniger geachtet. „Hühner, die krähen, und Weibsleut, die flöten, taugen nicht viel," pflegte man von ihr zu sagen. Und sie flötete gern und machte Geschäfte trotz einem Mann.

In den ersten Jahren ihrer Ehe war auch ihre Tätigkeit nur auf das Haus beschränkt gewesen. Als aber ihr Mann von einem Pferd vor das Knie geschlagen wurde und sein linkes Bein in einer langwierigen Krankheit vollständig erlahmte, so daß er auf Krücken gehen mußte, da besann sie sich nicht lange, was zu tun sei. Die Kinder mußten zu essen haben, ihr Mann und sie auch. Die paar Groschen, die er dafür erhielt, daß er der Gemeinde als Schammes und Schächter für Kleinvieh diente, konnten nicht viel helfen. Daß er hin und wieder, da er im Jüdischen bewandert war, in einem Trauerhause „lernte", oder einen Knaben zur Barmizwah vorbereitete,

brachte bei den ärmlichen Verhältnissen der meisten Gemeindemitglieder auch nicht viel ein.

Da ging sie denn kurz entschlossen selber auf den Handel. Den Henkelkorb am Arme zog sie tagtäglich von Dorf zu Dorf, um allerhand Kleinkram: Garn, Band, Zwirn, Nadeln und dergleichen zu verkaufen oder Knochen, Lumpen und Felle dafür einzutauschen. Die Bauersfrauen hatten gern mit ihr zu tun. Ihre stille ruhige Weise gefiel ihnen; sie wurde nie zudringlich und fand auch ein freundliches Wort, selbst wo es nichts zu handeln gab. Kam sie gerade in ein Haus, in dem die Arbeit drängte, dann stellte sie ihren Korb in die Ecke, sagte kein Wort und half in der Wirtschaft mit, wo und wie es ging.

Ihr Lieblingsdorf war Borgeln, das etwa eine Stunde von ihrem Heimatsort entfernt lag. Dort war sie fast wie zu Hause. Jung und alt sahen sie gern. Wenn manchmal andere Händler selbst höhere Preise für die Sachen boten, hieß es doch: „Ne, de kriegt de schwarte Riwke." Die günstige Meinung für sie wurde auch dann wenig erschüttert, als man auch im Dorfe die still schlummernde Abneigung gegen die Juden durch Wort und Schrift zu schüren begann. Die Inschrift, die seltsamerweise an manchen Bauernhäusern auftauchte:

Jude und Schwein
Darf hier nicht herein

galt nicht für sie. Man hatte das Gefühl, daß sie eigentlich zu den Dorfleuten gehöre, und hieß sie nach wie vor willkommen.

Sie richtete es daher auch immer so ein, daß sie jede Woche mehrere Male nach dem Dorfe kam. Regelmäßig kehrte sie dann bei Menkenmutter ein, einer armen Bauernwitwe, die mitten im Orte in der Nähe des Dorfteiches wohnte. Ihr einziges Töchterchen, ihre Minna,

die sie im vergangenen Herbst verloren hatte, war gleichen Alters mit der Stine, dem Kinde der Bäuerin, gewesen. Und es war der betrübten Mutter ein schmerzliches Bedürfnis, die Kleine, mit der ihr Liebling noch wenige Tage vor seinem Tode gespielt hatte, recht oft wiederzusehen. Bei der Menkenmutter pflegte sie auch die Hauptmahlzeit des Tages einzunehmen: Kaffee und Butterbrot, zuweilen auch, wenn das Geschäft gut gewesen war, ein Ei dazu.

Ihr eigener Haushalt mußte natürlich unter ihrer Geschäftstätigkeit leiden. In ihren Stuben, die zuweilen auch als Lager für Lumpen und Felle dienten, sah es nicht sonderlich sauber aus, und die Kinder liefen oft schmutzig und zerlumpt umher. Der Vater, in dem ein Stück Gelehrter steckte, war zufrieden, wenn er irgendein Buch zum Lesen auftreiben konnte, und bekümmerte sich nicht viel um sie. Kam sie spät abends nach Hause, dann lagen die Kleinen gewöhnlich schon im Bett, und sie selber war so müde, daß sie nichts mehr für sie tun konnte. „Es ist 'ne wahre Schand, wie die Kinder aussehen," pflegten die anderen Frauen in der Gemeinde oft zu sagen. Sie alle blickten mit Geringschätzung auf sie, und nicht eine dachte daran, daß es doch etwas Großes sei, wie die arme Frau sich plage, um Mann und Kinder ehrlich zu ernähren, nicht eine von allen, am allerwenigsten aber die schwarze Riwke selber.

III.

Die beiden Kinder erlebten bei ihrer Heimkehr eine große Enttäuschung. Das Lamm war noch nicht da, und wie sie auch warteten und alle Augenblick auf die Straße hinausspähten, es kam nicht. Mit Tränen im Auge gingen sie schlafen, und nur das Trostwort der Mutter: „Morgen kommt's gewiß," ließ sie nicht an dem Fortbestand der Welt verzweifeln und beruhigte sie einigermaßen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber die schwarze Riwke selber war nicht ruhig. Was mochte der Stine geschehen sein, daß sie mit dem Lamm nicht gekommen war? Sie hatte sie mitgenommen, weil sich das Kind von dem Lämmchen, das es selber aufgezogen hatte, nur schwer trennen konnte. Unterwegs hatte sie das Mädchen beim Wirtshaus „Zum letzten Heller" warten lassen, während sie noch einzelne alleinstehende Gehöfte in der Nachbarschaft besuchen wollte. Als sie zurückkehrte, waren Kind und Lamm nicht mehr da. Da nahm sie als selbstverständlich an, daß die Kleine, die den Weg schon oft mit ihr gegangen war, vorausgeeilt sei. Sollte sie sich nun doch trotz ihrer zehn Jahre noch verlaufen haben, oder war sie mit dem Zicklein wieder nach Hause gegangen?

Wie wahrscheinlich ihr das auch deuchte, so machte sie sich doch am anderen Morgen in aller Frühe auf den Weg und ging stracks nach Borgeln hin, um sich Gewißheit zu holen.

Stines Mutter, die schon wartend vor der Haustür stand, war erstaunt, erschrocken, als sie die schwarze Riwke ohne ihr Kind ankommen sah. Sie hatte fest geglaubt, daß die Händlerin es über Nacht bei sich behalten hätte. Wo war es nun geblieben? Wenn es in der kalten Märznacht im Freien übernachten mußte, konnte es wohl erfroren sein. Die schwarze Riwke hätte auch besser auf das Kind passen sollen. Es war wohl erfroren, tot. Ihr gutes Kind, ihr einziges, ihre Stine tot!

Und sie weinte und schrie so laut, daß die Nachbarn herbeieilten, und die des Weges Gehenden stehen blieben.

Ein Haufen Neugieriger stand bald um die beiden.

„Wat is los? Wat is passiert?"

„Menken Stine is fort."

„De schwarte Riwke hert't gestern mitnumen."

„Menken Stine is daud."

„Dat Judenwiev hert dat Kind op'n Gewitten."

Die Beschuldigte stand sprachlos da, weniger aus Verwirrung über die so plötzlich erhobene Anklage, als in dem Gefühl, daß sie vielleicht die Verantwortung trage, wenn dem Kinde ein Unglück zugestoßen sei.

Ihr Schweigen nahm man für ein Eingeständnis ihrer Schuld.

„Dat Judenwiev! dat Judenwiev!" erscholl es immer drohender.

Die Umstehenden drängten sich dichter an sie heran.

Ein stämmiger rothaariger Bursche ließ die Hand wuchtig auf ihre Schulter fallen.

„Is din Mann net Schächter?"

Sie nickte.

„Na, denn haw wi't ja! Austern steiht vör de Dör. Un de Juden bruket Christenblaud vör de Austerkauken. In de Zeitung het et stahn, ick haw't selwer lesen, ick selwer. Da haw wi't."

„Nix haw wi, awer en Rappel heste!" schrie die geängstigte Frau und stieß den Sprecher zurück.

Da riß ihr der Bursche den Henkelkorb vom Arm und schüttete seinen Inhalt unter die johlende Menge.

„Du verfluchte Judenhexe," schrie er dabei, „du ollane hest't in Schuld, du hest dat arme Wurm daud rabbeinert."

„Du bis verrückt!" schrie die schwarze Riwke.

„De olle Judenhexe hert dat arme Wurm schlachtet!" scholl es von einer anderen Seite.

„Schlaet se daud, schlaet se daud!" brüllte es im Chor und erstickte die Worte der besonnener Denkenden.

Sie hielt die Hände schützend vor dem Kopf ausgestreckt und kreischte: „Je sid verrückt, je sid verrückt!"

„Schlaet die Judenhexe daud!"

Alle drängten auf sie ein, die Weiber voran. Man spie nach ihr, man schlug sie ins Gesicht, man stieß und trat sie.

Ihre Haare lösten sich und flogen ihr wirr um die Stirn, die Augen quollen weiß hervor, und das Blut rann aus Nase und Mund.

Aber sie wehrte sich doch mit Riesenkraft gegen die Anstürmenden, und den immer wilder werdenden Ruf: „Schlaet se daud!" übergellte ihr fast mechanisch wiederholter Schrei: „Je sid verrückt, je sid verrückt!"

„Schmiet se in't Water!" erscholl da eine neue Losung.

Und im Nu hatten ein Dutzend Fäuste sie gepackt, und schoben, stießen und zerrten sie nach dem Dorfteich hin.

„Schma Jisroel!" stöhnte sie qualvoll, und weiter drang kein Laut mehr über ihre Lippen.

Schon war man an dem Teich angelangt, unwillkürlich entstand eine Stockung, da ruft eine helle Knabenstimme: „Menken Stine is wäer da! Menken Stine is wäer da!"

Das Gejohl und Getobe verstummt sofort, alle schauen sich um.

Und siehe, langsam, mit zögerndem Schritt, ihr Lämmchen an der Hand führend, kommt die kleine Stine mitten durch die Dorfstraße herabgegangen.

Alle stürzen auf sie zu, um zu hören, durch welches Wunder sie aus den Händen der Juden gerettet sei.

Und das Kind erzählt mit weinender Stimme, daß sie ihr Lämmchen nicht habe abgeben wollen, daß sie darum der schwarzen Riwke fortgelaufen sei, daß sie sich aber gefürchtet habe, gestern abend zu der Mutter zurückzukehren. Da sei sie zu ihrer Tante nach Horne gegangen, und die habe sie heute früh nach Hause geschickt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Dumme Blage!" ging's von Mund zu Mund. Es klang fast wie ein Vorwurf, daß sich die interessante grausige Vermutung so einfach auflöse. „Dumme Blage!"

Die Mutter aber, die inzwischen auch herangekommen war, umarmte und küßte ihr wiedergefundenes Kind und rief glückselig: „Mine Stine!"

Als sie aber hörte, wie sich alles zugetragen hatte, gab sie dem Mädchen eine Ohrfeige, daß es fast umfiel und schrie ihm zu: „Du schlechte Deern du!"

Dann gingen die Männer still und schleunigen Schrittes an ihre Arbeit, die Kinder waren bald wieder beim Spiel, und nur die Frauen blieben noch eine Weile beisammen stehen und überlegten in eifrigem Gespräch, wie alles hätte kommen können und wie so leicht die arme Stine hätte von den Juden geschlachtet werden können.

Am Rande des Dorfteiches lag die schwarze Riwke, ohnmächtig. Zwei mitleidige Mägde hoben sie auf und trugen sie in das nächste Bauernhaus.

IV.

Es dauerte einige Wochen, eh die schwarze Riwke sich von den Folgen des Schreckens und der Mißhandlung an jenem Unglückstage so weit erholt hatte, daß sie ihrer gewohnten Beschäftigung wieder nachgehen konnte. Eine Untersuchung über den Vorfall war auch eingeleitet worden, verlief aber ergebnislos. Die Hauptzeugin hatte auf alle Fragen des Richters nur eine Antwort: „Ich weiß von nix." Sei es, daß sie die Angeklagten wirklich schonen wollte, sei es, daß sie sich die gute Kundschaft nicht verderben mochte. Aber es verging noch eine geraume Zeit, ehe sie sich entschließen konnte, wieder nach Borgeln zu gehen. Wiederholt war sie schon von den Bewohnern des Dorfes im Felde angesprochen worden. Warum sie sich

denn gar nicht mehr sehen ließe, man habe allerhand für sie liegen, die Frauen entbehrten das notwendigste Handwerkszeug, alle Kleider seien zerrissen, und an allen Hosen fehlten Knöpfe. Auch die Kinder verlangten nach ihr; den Jungens rutschten die Strümpfe auf die „Holschken", und die Mädchen könnten sich die Haare nicht mehr flechten lassen; es herrsche ein entsetzlicher Mangel an Strumpf- und Haarbändern. Sie solle doch bald wiederkommen, Borgeln bekäme sonst noch einen schlechten Namen.

Und sie kam auch wieder. Alle Leute begrüßten sie freudig, und jeder hatte ein freundliches Wort für sie, und die meisten noch ein gutes Geschäft obendrein.

Aber trotzdem wollte ihr nicht wieder froh zu Mute werden. So oft sie wieder ins Dorf kam, sie fand den alten, vertraulichen Ton nicht wieder. Sie half den Frauen nicht mehr bei der Arbeit, sie nahm keinen Säugling mehr auf den Arm, sie scherzte mit keinem Kinde mehr. Kam sie in der Nähe des Dorfteiches, so machte sie einen Umweg, und das Haus ihrer alten Freundin betrat sie niemals wieder. Still und gebückt schlich sie durch das Dorf, die Augen teilnahmslos zur Erde gerichtet. Nur zuweilen blickte sie zusammenschreckend sich scheu um, als ob sie befürchte, daß irgendein bissiger Köter sie heimlich anfahren wolle.

Ihre Seele war aus dem Gleichgewicht gekommen. Ihre alte Munterkeit, ihre Zufriedenheit waren dahin. Selbst Ruben und Mendel, die über einen jungen Raben längst das Hiselamm vergessen hatten, vermochten die Mutter mit ihrem kindlichen Geplauder nicht mehr recht aufzuheitern. Sie war bisher gewohnt gewesen, die Dinge zu nehmen, wie sie waren, jetzt fing sie an zu sinnen und zu grübeln und nach dem Warum zu fragen.

Von dem Eindruck jener Schreckensstunde kam sie nicht mehr los. Wie war es nur möglich gewesen, daß man

sie, daß man einen Menschen überhaupt für fähig hielt, ein unschuldig Kind zu morden? Alle Leute im Dorfe kannten sie, und doch hatten ihr alle so etwas zugetraut. Die Bauern waren doch sonst immer so gut gegen sie gewesen, hatten ihr in jeder Not geholfen, mehr als ihre eigenen Leute. Und doch, wie war es nur möglich? Die Juden mußten doch irgendeinmal etwas recht Niederträchtiges begangen haben. Vielleicht war die Geschichte in Xanten doch nicht so ganz — — Sollten die Juden denn wirklich — Blut? Ihr schauderte, sie wies den Gedanken empört zurück, und doch kam er immer wieder. Und eines Tages drängte er sich in Worte, und sie stand mit der Frage vor ihrem Manne.

Der prallte entsetzt zurück und pochte mit dem Zeigefinger auf die Stirne.

„Ich weiß wohl, Gerschen, ich bin meschugge, so etwas zu fragen, aber sag mir, wie sind denn die Leut darauf gekommen?"

„Die Leut kommen auf vieles, was nicht gestogen und nicht geflogen ist."

„Aber so etwas kann man sich doch nicht aus den Fingern saugen! Etwas muß doch daran sein. Vielleicht in frühern Zeiten. Sieh doch mal in de Bücher nach!"

Er erinnerte sie daran, daß man das Fleisch drei Stunden lang wässern und salzen müsse, damit jedes Tröpfchen Blut daraus ziehe, daß man selbst ein Ei nicht essen dürfe, wenn ein Blutfleckchen am Dotter sei und an ähnliche Ritualbestimmungen mehr.

Umsonst. Es wollte ihr nicht einleuchten, daß eine so gräßliche Beschuldigung ganz erfunden sein könnte, sie wisse ja, heutzutage denke kein Jude mehr an so etwas, aber vordem, irgendwann und irgendwo —. „Sieh doch mal in de Bücher nach!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und sie ruhte nicht eher, bis er wirklich in alten jüdischen Schriften nachforschte, ob nicht irdgendein unmenschliches Gebot das unmenschliche Verhalten der Bauern rechtfertige. Und als ihr Mann nichts fand, fing sie selber an zu suchen und las in jüdischdeutschen Geschichten- und Erbauungsbüchern und las und suchte und las und wollte was finden.

Und ob sie auch nichts fand, sie blieb dabei: Es muß einen Grund für so etwas geben.

Auf ihren einsamen Wegen zwischen den hohen Kornfeldern und in den stillen Wäldern hing sie immer demselben Gedanken nach. Wie war es nur möglich? Diese guten Bauersleut! Und sie malte sich wieder die entsetzlichen Einzelheiten aus, sah sich wieder gestoßen, geschlagen, angespieen, sah sich an den Rand des Teiches geschleppt — noch einen Augenblick und dann — dann war sie verloren. Und ihre Kinder und ihr Mann warteten umsonst auf ihre Heimkehr, und keiner war da, der für sie sorgte, und sie mußten elendig umkommen.

Warum? Weil man sie für fähig hielt, ein Kind zu morden, zu schlachten. Wie kann man denn ein Kind schlachten? Eine Bestie müßte es sein, die solch unschuldiges Wurm ums Leben brächte. Ein Kind töten! Schlimmer als eine Bestie. Ihr schauderte. Und doch, immer und immer kam sie auf den Gedanken zurück. Es muß doch solche Menschen geben, sonst hätte man es doch nicht von ihr geglaubt. Wie mag ein solcher nur aussehen? Und wie mag er es nur anfangen? Das Kind muß doch gleich merken, was er mit ihm vorhat. Es an sich locken. Hinterm Busch? Im dunklen Stall? Fort, fort, mit solchen Gedanken! Und das rote warme Blut spritzt empor! Das rote Blut! Fort, fort!

Und sie schloß die Augen und preßte die Hände an die Ohren, damit sie nichts sehen und hören konnte. Fort, fort! Solche Menschen gibt es nicht, kann es nicht geben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber es muß sie doch geben. Und sie stellte sich den wildesten, rohesten Gesellen des Dorfes vor, wie er das Kind betöre, ein paar Bonbons, er faßt es an die Hand, geht in die Steinkuhle und dann — das rote Blut! — Ha! Nein, auch der tut das nicht. Solche Menschen gibt es nicht.

Solche Menschen muß es doch geben, denn sonst —. Und eines Tages schlug es wie ein Blitzstrahl in ihre Seele: Du selber, du könntest — —. Sie sah sich erschrocken um, ob jemand hinter ihr stände und sie belauschte, dann fing sie an zu laufen aus dem dämmerdunkeln Wald hinaus nach der fernher leuchtenden, sonnenhellen Wiese, immer schneller, wie wenn sie ihren eigenen Gedanken entrinnen könnte. Aber während sie lief, war es ihr plötzlich, als ob sie etwas anderes vor sich laufen sähe — ihr Opfer, und sie kannte es, und es trug die Züge eines Kindes.

Außer sich vor Aufregung und Erschöpfung sank sie auf den Rand des Wiesengrabens hin, schlug die Schürze vor das Gesicht und schluchzte leise: „Ich werd meschugge, ich werd meschugge!“

V.

Ein glühend heißer Junitag. Das ganze Dorf war auf den Wiesen. Von den graugrünen Schwaden, die mit den Forken emsig hin- und hergewendet wurden, stieg ein weicher, würziger Duft empor. Ein Sirren und Summen zitterte in der Luft, und hoch im Blauen trillerte die Lerche.

Auf der Gemeindewiese bei der großen Brücke spielten die Kinder. Die einen schnitten sich Weidenruten, die hier an dem tiefen Kolke in üppiger Fülle wuchsen, andere „schibkerten“, indem sie mit geschicktem Wurfe kleine, flache Steinchen auf dem Wasser hüpfen ließen, und wieder

andere wagten sich vorsichtig mit nackten Füßen in die Flut, um mit hohlen Händen Fische zu fangen.

Von Borgeln her, aus dem Heckenweg, kam die schwarze Riwke gegangen. Sie trug ihren Korb, von dessen Inhalt sie heute nur wenig verkauft hatte, auf dem Kopf, um sich doch etwas vor den sengenden Strahlen zu schützen. Auf der Brücke angelangt, wollte sie sich ein Weilchen Rast gönnen, setzte sich hin, stellte ihren Korb auf die niedrige Mauer und trocknete sich die dicken Schweißtropfen von der Stirne.

Da sah sie auf der gegenüberliegenden Seite der Brücke, über die Mauer gelehnt, die kleine Stine stehen, eifrig bemüht, Krümchen ins Wasser zu werfen, um die Fische anzulocken. Sie hatte das Kind, das in dem unbestimmten Gefühl, sich gegen sie vergangen zu haben, ihr stets ausgewichen war, noch nicht wiedergesehen. Langsam schritt sie zu ihm hin, legte ihm die linke Hand auf den Kopf, und faßte mit der rechten sein Aermchen.

„Stine!"

Das Mädchen drehte sich erschrocken um und stieß einen Schrei aus, als es die schwarze Riwke vor sich stehen sah.

„Stine, kennst du mi net? Ick hew di ja so geern."

„Du wust mi wat dauen!" jammerte die Kleine mit ängstlicher Miene und suchte ihr Aermchen loszuwinden.

„Ick dau di nix!" fuhr die schwarze Riwke sie an und umspannte das Aermchen fester.

„Du wist mi doch wat dauen. Lat mi los, lat mi los!" schrie sie weinend auf.

Die Kinder auf der Wiese hörten das Geschrei und guckten empor.

„De Judenhere! de Judenhere!" riefen sie, und die verwegensten der Jungen liefen nach der Brücke hin.

Die Kleine kreischte noch lauter.

„Still, Untucht!" herrschte die schwarze Riwke sie an, und eine unheimliche Glut funkelte in ihren Augen.

„De Judenhexe will Stine daud maken!" schrieen die Jungen.

Von den nahen Wiesen erhoben sich drohend Heuforken und Mistgabeln. Galt es den Kindern, galt es der schwarzen Riwke?

„Judenhexe! Judenhexe!" erscholl es immer lauter.

Die Jungen waren schon auf der Brücke, und die ersten Steine umflogen die schwarze Riwke.

Fester und fester umkrallte ihre Hand des Kindes Arm. Wild wirbelten ihr die Gedanken und Vorstellungen im Hirn. Rief da nicht einer: Schlaet se daud, schmiet se in't Water?

„Judenhexe, Kinnerschlächter!" erscholl es ganz dicht hinter ihr.

Sie sieht sich halb über die Schulter um, und plötzlich schlägt sie ein heiser gellendes Gelächter an, reißt das schreiende, sich sträubende Kind mit der Kraft des Wahnsinns auf die Mauer und stürzt sich mit ihm in die tiefe Flut, die kollernd über beide zusammenschlägt.

Von der Brücke und der Wiese her ertönt ein einziger wilder Aufschrei — dann wirds totenstill.

Der Davidskolk

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es war still im Dorfe. Die bäuerliche Bevölkerung war an dem glühheißen Augustnachmittag bei der Ernte auf dem Felde, und die jüdische, sie zählte nur wenige Familien, hielt ihren Sabbath. Während die Alten schliefen und sich von den beschwerlichen Handelsgängen oder der mühsamen Hausarbeit der Woche ausruhten, war das junge Volk in Wessels Tannen gegangen. Es standen da nur einige Hundert Bäume am Hügel hinter dem Graben, aber sie bildeten eine schattige Allee und boten lauschige Plätze und Verstecke, und das Glück der Dorfjugend wohnte in diesem Wäldchen. Auf der Höhe des Hügels gab es sogar eine Laube mit Bänken. Dort saßen die erwachsenen und halbwüchsigen Jungen und Jungfräulein, während die Kinder, auch die kleinen Mädchen, Räuber und Gendarm spielten. Als die Verfolgten und Verfolger immer wieder durch die Bäume brachen und das leise Liebesgetändel in der Laube störten, nahm sich der starke Jerme, der Aeltesten einer, das Herrenrecht und jagte die freche, gottlose Bande aus den Tannen heraus. „Bei eurem dummen Spiel zerknickt ihr auch das Holz und versündigt euch an dem heiligen Schabbes."

„Ich weiß wohl," rief ihm der Räuberhauptmann entgegen, „ihr wollt Braut und Bräutigam spielen," streckte ihm die Zunge aus und sprang dann über die Hecke den Hügel hinunter. Die andern liefen durch Busch und Baum ihm nach.

„Der dumme Jerme! Wißt ihr noch, wie er im vorigen Jahre mal am Schabbes sich Zwetschen abpflückte und der alte Zender gerufen hat: Dein Arm soll verlahmen! und wir alle eingestimmt haben: Omein! Omein! Und nun hat er ein groß Wort."

„Ob er wohl das arme Jettchen nimmt?"

„Wenn ich sie wär, ich nähm ihn nit."

Sie gingen weiter bis an das Ufer der Alme, stiegen auf die hölzerne Brücke und blickten eine Weile in das silberglitzernde Bächlein. Dann wanderten sie gemächlich den Wiesensaum entlang, bis sie an eine Stelle kamen, wo der sonst so seichte Bach sich eine tiefe, breite Höhlung gebohrt hatte. Geheimnisvoll dunkel lag das Wasser da, ganz von Weiden umhangen, ruhig und still, nur am Rande zitterte es leise und lockend.

Die Kinder blieben erschrocken stehen. Lachen und Lärmen war verstummt. Starr, erschauernd blickten sie in die schwarze Tiefe, bis es sich von den Lippen des jüngsten Mädchens löste: „Der Davidskolk?"

„Der Davidskolk!" flüsterten alle. „Kommt! Kommt!"

Sie wußten es alle, die Mütter hatten es ihnen oft genug gesagt, es ist ein gefährliches Wasser, wer da lange hineinblickt, den zieht es in die Tiefe.

Still kehrten sie um und gingen dem Dorfe zu.

Wie lange so ein freier Nachmittag ist! Was nun? Bis zum Kaffee und Minchagebet dauert's noch über eine Stunde. Zu neuem Spiel fehlte die Frische und die Lust. So standen sie zögernd und ratschlagend an der Mauer der kleinen Synagoge in der heißen, prallen Sonne.

„Schamschens Scheuer steht offen, laßt uns da hineingehen, da ist's kühl," riet eins der Mädchen.

„Da hinein?" widerstrebte ein anderes, „weißt du denn nicht?"

„Ach was, am hellen, lichten Tag!"

Es hieß noch immer Schamschens Scheuer, Schamschens Haus, obgleich seit Jahrzehnten keiner des Geschlechts mehr lebte. Im Dorfe führt das Haus den ersten Namen weiter, einerlei, wie auch der Besitzer wechselt.

Und die Kinder gingen in die Scheuer, zogen die Tür hinter sich zu und kuschelten sich in dem Halbdämmer wohlig in das weiche, duftende Heu, das auf der Diele aufgeschichtet war. Eine Weile waren sie still wie die Mäuschen, aber dann wisperte eins:

„Wenn uns jetzt Sternheims sähen!"

„Die sind ja verreist."

„Oder der Petter Henrick!"

„Der ist ja auf dem Feld, ich hab ihn gesehn."

Der Petter Henrick war der Polizeidiener, die von den Kindern gefürchtetste Person des Dorfes.

„Wißt ihr auch, der Petter Henrick soll ein Werwolf sein. Darum sind auch die Spitzbuben nachts so bange vor ihm."

„Ein Werwolf? Was ist das denn?"

„Tagsüber ist er Mensch, und nachts wird er ein Wolf."

„So was gibt's ja gar nicht."

„So? Es gibt noch viel mehr. Wenn Gold in der Erde vergraben liegt, kommt es nachts in die Höhe und leuchtet wie Feuer. Wer dann vorbeikommt, kann es sich mitnehmen, man darf aber nicht lachen und nicht sprechen. Denn der Teufel sitzt daneben und macht allerlei Jux, und wenn man dann lacht, ist alles vorbei."

„Und das glaubst du, Selma?"

„Ja, das glaub ich. Mein Großvater kam mal mitten in einer Winternacht am Steinfeld vorbei. Da war ihm die Pfeife ausgegangen. Da sieht er ein Feuer brennen, und da nimmt er sich eine Kohle und legt sie sich auf die

Pfeife. Wie er nun nach Hause kommt und die Pfeife aufmacht, liegt obenauf ein Goldstück. Schultens Kasper war dabei und machte große Augen. Wie reich wären wir jetzt, wenn er nur alle Kohlen genommen hätte, so reich wie der alte Schamschen gewesen sein soll."

„Was war das? Hat da nicht einer gestöhnt?"

„War er das nicht selber?"

„Wer?"

„Der alte Schamschen."

„Da an dem Balken," flüsterte es, „da hat er sich aufgehängt."

„Wo?"

„Da!"

„Wirklich?"

„Ganz gewiß. Just eine Woche nach dem Tag, an dem die große Hochzeit in seinem Haus sein sollte."

„Aufgehängt? Warum denn?"

„Das weiß man nit genau. Ich hab mal meinen großen Bruder gefragt, und der hat gesagt: Reiche Leut haben manchmal so komische Ideen!"

„Still, wenn er das hört!"

„Ach was," sagte der Hauptmann in lautem Ton, „was tot ist, ist tot und kommt nicht wieder."

„So? Und das schöne Riekchen?" flüsterte eins der Mädchen.

„Was ist mit der?"

„Die soll doch umgehen. Sie war von auswärts und diente hier. Weit und breit soll nit ihresgleichen gewesen sein, nit an Schönheit und nit an Gutheit. Und alle mochten sie gern leiden, auch der einzige Sohn im Haus. Aber der Vater hat sie fortgejagt mitten in der Nacht. Er war bange, sie könnt mal seine Schwiegertochter werden, der alte Geizkragen! Und da ist sie verdorben und gestorben. Aber jedes Jahr kommt sie nachts einmal wieder, geht um das Haus herum und durch den

Garten und weint und stöhnt. Unsere Anna hat sie mal selber gesehen."

Wieder ward es still. Die Kinder schlossen die Augen, halb aus Furcht, halb um den Gestalten, von denen sie gehört, nachzuschauen. Aber die Stille ward unheimlich, und schon nach wenigen Minuten rief es:

„Lexe, erzähl was, aber keine Spukgeschichte!"

Lexe, eigentlich Alex, war ein elfjähriger, hoch aufgeschossener, etwas verwachsener Junge, mit bleichem Gesicht, dunklem Kraushaar und blitzenden Augen. In der Schule glänzte er in Aufsatz und Geschichte, in allen andern Fächern versagte er, oder war eigentlich zu träge, sich darin anzustrengen. Er mußte doch auch Zeit zum Lesen haben, und er las gern und viel.

„Ja, Lexe, erzähl was!"

„Was denn? Von Hurenbendix, von der heiligen Vehme oder vom Baalschem?"

„Kennen wir schon! Weißt du sonst nix?"

Da kam eine leise, schüchterne Mädchenstimme: „Mal vom Davidskolk."

„Ja, ja," schrieen alle, „mal vom Davidskolk."

„Das ist aber eine traurige Geschichte."

„Macht nix, man zu, man zu!"

Er zögerte noch einen Augenblick, als aber alle lautlos erwartungsvoll nach ihm hinblickten, fing er an:

„Es ist schon lange her, wohl dreißig Jahre, vielleicht auch fünfzig oder hundert."

„Hundert?"

„Ja, hundert. Da lebte in unserem Dorf ein schöner und reicher Junge und ein schönes, armes Mädchen. Und der Junge hieß David und das Mädchen hieß, das weiß man nit mehr. Und die beiden jungen Leut hatten sich sehr lieb, so lieb wie Jakob und Rahel. Wie es in der heiligen Thora heißt: Und er diente um sie sieben Jahr, und sie waren in seinen Augen wie wenige Tage. Und

die beiden wollten sich natürlich gern freien, aber der Vater wollte nichts davon wissen. Er hatte für den David eine reiche Partie im Sinn, und als der sich wehrte, schrie er ihn immer an: Kennst du nicht das heilige Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren."

„Das muß man doch auch."

„Ja, das muß man. Aber wenn zwei sich so gern haben, das könnt ihr in allen Büchern lesen, dann müssen sie sich auch freien. Und David wehrte sich auch lange, wohl ein ganzes Jahr lang, aber dann verlobte er sich mit einer andern, mit einer reichen; schön und gut war sie auch."

„Wenn sie gut war," meinte die kleine blonde Irma, „dann hätt sie doch sagen müssen: Ich mag dich nicht, du mußt die andre nehmen."

„Vielleicht hat sie's gar nicht gewußt. Und wenn auch, die Mädchen nehmen immer gern einen reichen, schönen Mann."

„Ja, das tun sie!" bekräftigten alle Jungens.

„Nun waren die beiden verlobt. Aber er war gar nicht so fröhlich, wie sonst die Bräutigams sind. Und da kam die Hochzeit. Es sollte eine ganz große sein. Alle Verwandten waren geladen von beiden Seiten, nah und weit. Und die Tische standen schon gedeckt auf der Diele, und die Musikanten waren schon bestellt, und abends wurde gepoltert, daß die Scherben nur so berghoch lagen. Und Wein wurde auch getrunken, vom allerbesten. Und alle waren lustig. Nur David war traurig. Und mitten in der Nacht ist er aufgestanden und ist zum guten Ort am Wasserberg gegangen, zu seiner Mutter."

„Das darf doch ein Hochzeiter nit."

„Nein, das darf er nicht; aber er hat es doch getan. Und als er zurückkam, da ist er nicht allein gewesen. Da ist

noch jemand mit ihm den Berg hinuntergegangen, ganz sacht und still und ganz in Schwarz."

„Seine Mutter?"

„Das weiß ich nicht."

„Der Tod?"

„Ich weiß nicht. Und die beiden gingen ins Dorf, und da gabs ein Bitten und Betteln, ein Weinen und Küssen, die Hunde fingen laut an zu bellen, und der Nachtwächter hat alles gehört. Und dann wurde es still, und die schwarze Gestalt war verschwunden."

„Und David?"

„War auch verschwunden. Am andern Morgen, als die Hochzeit sein sollte, war der Bräutigam nicht da."

„Die arme Braut!"

„Aber am dritten Tage haben sie ihn gefunden in dem tiefen Kolk da draußen. Und darum heißt er der Davidskolk seit ewigen Zeiten."

Der Erzähler schwieg, und die Kinder atmeten hörbar auf. Durch die Ritze der Tür fiel ein Sonnenstrahl auf die weißgetünchte Wand.

Da sprang plötzlich eins der Mädchen kreischend auf: „Da, da, da ist er, da!" und lief zur Tür hinaus, und alle Kinder hinterdrein.

„Hast du ihn gesehen, Sarchen?"

„Ganz gewiß, den Strick um den Hals."

„Ich auch, ich auch!"

Und die Kinder stellten sich wieder an die Mauer der kleinen Synagoge und schüttelten den Schauer der Stunde ab wie Vögel, die aus dem Regen in die Sonne kommen.

Lise

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zwar sein Großvater hatte nicht auf dem Lande gelebt, sein Urgroßvater auch nicht. Und von den früheren Geschlechtern war gewiß seit vielen, vielen Jahrhunderten keiner ein Bauer gewesen. Alle, soweit er zurückgehen konnte, waren Rabbiner oder Handelsleute. Er selber war aufgewachsen wie ein Großstadtjunge: in der Etagenstube, auf dem Korridor und in der Schulklasse. Kam er einmal an einem Sommersonntag ins Freie, so sah er nur Bäume, Gras und Blumen; aber er wußte keine Eiche von einer Linde, kein Haferfeld von einem Roggenfeld zu unterscheiden. So war es wohl der Urtrieb der Natur, der in uns allen schläft, bis er mit uns zu Grabe geht, oder Zeit und Gelegenheit ihn wecken.

Der Krieg kam, der große Weltkrieg. Auch Karl Lesser stellte sich freiwillig; aber seine Brust war zu schmal, sein Atem ging zu kurz, und so mußte er wieder zurück ins Kontor. Doch im zweiten Sommer, als alle Zurückgestellten noch einmal gemustert wurden, wurde auch er genommen. Zum Train.

Wie er sich freute! Freilich, die Rekrutenzeit war nicht schön. Am wenigsten behagte ihm, daß all die fremden Leute, die mit ihm ausgebildet wurden, ihn gleich duzten. Er hatte doch sein Einjähriges. Aber es dauerte nicht lange, da wäre es ihm unnatürlich, lächerlich erschienen, wenn sie ihn oder er sie anders als mit Du angeredet hätte. Kameraden!

Als er zur Kolonne kam und zum erstenmal ein Pferd an der Leite hielt und das große Tier plötzlich mit einem Ruck den Kopf hoch streckte, ließ er sie erschrocken los, und sein Gefährte, ein westfälischer Landjunge, lachte höhnend: „Dat is en Leuw, de frett di up!" Da faßte er die Leite wieder fest und sich selber auch.

Nach und nach lernte er, wie man mit Pferden umgehen müsse, lernte sie ein- und ausspannen, sie bürsten und striegeln, sie füttern und pflegen. Und wenn er in den Stall kam, dann wieherte der Rappe ihm entgegen, und die fuchsgelbe Lise streckte den Kopf nach ihm hin und sah ihn mit ihren großen braunen Augen erwartungsvoll an. Für sie hatte er eine besondere Vorliebe. Es tat ihm ordentlich wohl, ihr den Hals zu streicheln, sich an sie anzulehnen und die Wärme ihres Körpers zu fühlen. Er konnte mit ihr plaudern, als ob sie jedes Wort verstünde. Und wenn er einen Satz schloß: „Nicht wahr, Lise, wir beide bleiben zusammen?" und sie den Kopf nickend nach ihm hindrehte, war er überzeugt, sie hätte ihn verstanden.

Das Fahren lernte er schnell, viel schwerer wurde ihm das Pflügen. Es fehlte an Landwirten, sonst hätte man ihn überhaupt nicht dazu genommen. Er hatte genau aufgepaßt, wie sein Vormann es machte, aber so fest er auch den Sterz niederdrückte, die verdammte Pflugschar sprang immer wieder aus der Furche. „Gerade wie die Feder von der Linie, als ich zum erstenmal mit Tinte schrieb," dachte er. „Aber habe ich das gelernt, muß ich dieses auch lernen." Und er lernte es. Nur das Säen wollte ihm nicht gelingen. Säen sei kein Geldzählen, sagte sein Kamerad, hier ein Haufen und da ein Haufen, er solle doch mal zugucken und aufpassen. Und er paßte auf, und er wollte es auch so machen; aber es glückte nicht. Das Probieren war zu kostbar. Da gab man ihm andere Arbeit.

Seine Kraft wuchs sichtlich. Das Gesicht bekam eine gesundbräunliche Farbe, seine Brust wurde breiter, die Arme runder, die Augen heller. Oft, wenn er in der Ferne den Geschützdonner hörte, zuckte er zusammen. Wie seltsam! Hier streuen wir die Saat in den feindlichen Boden, und dort trinkt er das Blut unserer Brüder. Aber wenn es über ihm surrte und schwirrte, und die Fokker und Zeppeline, die stolzen Vögel Deutschlands, vorüberzogen, da drängte sich ihm ein alter Segensspruch auf die Lippen, da leuchteten seine Augen auf, und er wünschte, mit ihnen nach vorne an die Front zu fliegen.

Das Frühjahr war gekommen. Es gab neue, vermehrte Arbeit. Von früh bis spät mußte er im Felde sein, und zum erstenmal in seinem Leben sah er die Sonne draußen aufgehen und hörte die Lerchen singen. Wenn Vater und Mutter ihn einmal so sähen, in dem schmierigen Zeug, mit dem schweißbedeckten Gesicht, dem struppigen Haar, ob sie ihren Jungen wohl wieder erkennten? Und der Chef, der Prokurist oder der Lehrling gar? Der würde ihn gewiß wie ein Wundertier angrienen. Die Mutter aber sähe sicherlich gleich, wie ihm das glückliche Herz aus den Augen herauslachte.

Da kam eine Depesche. Der Wachtmeister ließ ihn rufen. Er solle sofort nach Hause fahren. Der Vater sei krank. Nun habe er den Urlaub, um den er bisher umsonst gebeten.

Er erschrak nicht. Der Vater kränkelte ja immer. Da habe die Mutter wohl Dampf dahinter gesetzt, damit ihr Wunsch erfüllt werde, dachte er. Als er am Bahnhof ankam, war trotz seines Telegramms keiner da, der ihn abholte. Das fiel ihm schwer aufs Herz. Und als er in die Straße, wo sie wohnten, einbog, und ihn alle Häuser so fremd ansahen, da fühlte er es: Zu spät! Und als er die Türe öffnete, da wußte er es: Vorbei!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da saß er nun in dem altvertrauten Zimmer, guckte sich um und sah nichts, zählte die Bilder an den Wänden und vergaß gleich wieder, wie viel ihrer waren. Wie ganz anders hatte er, hatten auch die Eltern sich das Wiedersehen gedacht.

Aber keine Träne kam aus seinem Auge.

Der Vater war ganz ruhig und leicht gestorben. Wie einer, der schon lange sein Ziel bedenkt und den Weg genau kennt, war er still zufrieden und seiner sicher von dannen gegangen.

Die Mutter erzählte ihm alles aus den letzten Wochen und Tagen und Stunden. Er selber sprach kaum ein Wort von seinen Erlebnissen.

Als der Urlaub dem Ende zuging, wurde sie immer erregter, er aber ruhiger, fast fröhlich. Die Tage waren ihm so lang geworden. Ihm fehlte etwas, und er wußte nicht was.

„Du bist nicht hier, mein Junge," sagte die Mutter eines Tages in der Dämmerstunde zu ihm. „Du guckst immer in die Ferne. Ganz weit weg bist du. Wo bist du denn eigentlich?"

„Mutter, wie es meinen Pferden wohl geht?"

Da seufzte sie leise. An die Pferde denkt er — jetzt!

„Meine Lise müßtest du mal sehen," fuhr er fort, „ein wundervolles Tier, Mutter."

Und nach einer Weile, wie von weiten Wegen und Stegen zurückgekommen: „Mutter, wenn wieder Friede ist, will ich Bauer werden oder Gärtner oder so was."

Sie fuhr erschrocken auf.

Hatte der Tod des Vaters ihn doch so gepackt? Sprach er irre?

„Und warum, mein Junge, warum?" fragte sie ganz beklommen.

Weil ich nie in meinem Leben so glücklich war und so zufrieden wie bei meinen Pferden und bei der Arbeit auf dem Felde."

Da zog sie ihn an sich, guckte ihm in die Augen und sagte: „Mach, was du willst, komm nur wieder, mein Junge!" — — —

Als er zur Kolonne zurückgekehrt war und sich gemeldet hatte, lief er in den Stall. Der Rappe stand da; aber die Lise fehlte.

Er eilte hinaus und fragte.

„Die Lise ist eingegangen. Ein Sprengstück einer Bombe hat sie getroffen, an den Kopf. Sie stürzte gleich tot hin."

Da ging er langsam zurück in den Stall, faßte mit beiden Händen in die leere Raufe und schluchzte laut auf wie ein Kind.

Heimatstreu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Zug hielt am Bahnhof. Ein Hurrarufen aus hundert Kehlen begrüßte ihn. An den Abteilfenstern zeigten sich froh erregte Gesichter, und ihr erster Blick fiel auf ein großes, tannengrünumrahmtes Schild: Willkommen den heimattreuen Oberschlesiern!

Junge Mädchen eilten von Wagen zu Wagen und boten Kaffee und Kuchen, Zigarren und Zigaretten an, und etwas weiter zurück standen zwei neben ihren Körbchen und hielten ein Plakat hoch: Wer wünscht rituelle Kost?

Niemand stieg aus. Aber den Zug entlang suchten noch Männer und Frauen nach einem freien Platz. Auf den Arm einer betagten Frau gestützt, trippelte ein greises Männchen daher, in langem schwarzem Rock, ein Samtkäppchen auf dem Kopf und einen schweren Krückstock in der Hand. Aus dem tieffaltigen, von schlohweißem Bart umrahmten Gesicht guckten, wie in einem Buch forschend, zwei helle Augen die Wagenwand entlang. „Hier, junger Mann!" rief's da aus einem Abteil zweiter Klasse, und die Tür wurde von innen geöffnet.

„Alles besetzt," klang es halblaut hinterdrein.

„Ach was, für einen treuen Schlesier ist überall Platz," und hilfreiche Hände streckten sich dem Alten entgegen. Die Frau auf dem Bahnsteig half nach, und als der Greis zurückschaute, sagte sie: „Ich hätte doch mitfahren sollen, Vater."

„Was hättst du da tun sollen, Sorchen, du bist ja ein arm Posener Kind. Ja, wenn deine Mutter noch lebte! Kattowitz zählt mit."

„Und Leobschütz auch." „Und Beuthen auch." „Und Rosenberg auch!" meldete es sich wie zu einer Musterung.

Der Zug fuhr ab, und jubelnd klang es ihm nach: Deutschland, Deutschland über alles.

Der Alte sah sich um. Alle standen auf, ihm Platz zu machen. Aber eine graue Schwester faßte ihn beim Arm und bat: „Setzen Sie sich zu mir, wir rücken schon zusammen."

Ein dankbares Lächeln huschte über die blutleeren, schmalen Lippen, als er in das Gesicht der Sprecherin blickte, das ganz Milde und Güte aus der grauen Haube hervorschaute. Hätten nicht eigensinnig weiße Löckchen sich hervorgedrängt, man hätte diese feinen, stillen Züge für die einer Jugendlichen gehalten.

Er setzte sich etwas umständlich, griff nach ihrer Hand und sagte herzlich: „Vielen Dank, Madam!"

„Nicht Madam, Schwester Regula."

„Darf ich Sie denn Schwester nennen?"

„Aber gewiß, ich heiße ja immer so."

„Dann müssen Sie auch Bruder zu mir sagen, Bruder Aron", sagte er mit einem schelmischen Lächeln.

„Rabbiner Aron wohl?"

„Rabbi Aron für andere, für Sie Bruder Aron, Schwester Regula. Tausch um Tausch, sonst tu ich's nicht."

„Er hat ganz recht," stimmten die Mitfahrenden zu. Und nun ging es Bruder Aron und Schwester Regula hin und her.

„Und wohin geht es, Bruder Aron?"

„Nach L..."

„Dahin fahr ich ja auch. Da bin ich ja auch geboren. Ich kenne so viele von Ihren Leuten, aber von Ihnen hab ich nie gehört."

„Glaub's, bin auch früh weggekommen. Und Sie waren gewiß noch ein ganz, ganz kleines Mädchen, als ich schon ein Mann in den besten Jahren war."

„Wie alt halten Sie mich denn?"

„Na, so um die Vierzig," und er lächelte verschmitzt.

„Schöne Vierzig! Nächsten Johannis werd ich siebzig. Viel älter sind Sie auch nicht."

„Schlecht geraten, Schwester Regula. Ich hab schon die Neunzig hinter mir."

Alle blickten ihn musternd an, erst mit Erstaunen, dann mit Zweifel, zuletzt mit Ehrfurcht.

Ist nicht möglich! stand auf allen Gesichtern, und einer sprach es aus.

„Wenn man einen guten Magen hat und gute Zähne und der liebe Gott einem immer was zu beißen gibt, was ist da nicht möglich? Mein Großvater ist neunundneunzig geworden und war noch rüstiger, als ich jetzt bin."

Und nun gab jeder eine Geschichte von uralten Leuten zum besten. Und dann ergab es sich als selbstverständlich, was für ein kerniger Menschenschlag die Oberschlesier seien, und dann weiter als selbstverständlich, daß das Land, das deutsche Kraft und deutscher Fleiß so hochgebracht, auch deutsch bleiben müsse und dann noch selbstverständlicher, daß sie mit großer Mehrheit siegen würden. Und darauf erging man sich in die Schönheit und Herrlichkeit des Heimatlandes, und jeder trug eine Blume herzu, aus dem sie ihm einen Kranz wanden.

„Ja, es ist ein gottgesegnetes Land, unser Oberschlesien," sagte Rabbi Aron zusammenfassend. „Ich kann's wahrhaftig den Polen nicht verdenken, daß sie es auch haben wollen. Aber uns gehört es, und unser muß

es bleiben." Ein Schatten flog über die Gesichter. Es war ihnen zu Mute, als wenn man einen Kranken im Hause hat. Erst, wenn man bangt, daß er einem entrissen werden könnte, fühlt man, wie lieb man ihn hat.

Minutenlang war es ganz stille. Dann aber brach die zukunftssichere Fröhlichkeit wieder durch.

Als sie in L... ankamen, grüßte kein Willkommen, keine Fahne wehte, kein Hurrarufen erscholl. Aber eine frohbewegte Menge drängte sich auf dem Bahnsteig, und jeder suchte seinen Gast. Schwester Regula wurde von einer Nichte in Empfang genommen. Rabbi Aron vom Gemeindevorsteher. Die Kränze, die draußen fehlten, da jedes Festzeichen verboten war, prangten in den Häusern in üppiger Fülle. Kränze und Sprüche. Und während ein: Gelobt sei Jesus Christus! die Schwester Regula begrüßte, leuchtet es dem alten Rabbi in hebräischen Worten entgegen: Gesegnet sei, wer da kommt im Namen Gottes.

Und so empfanden die Kommenden wie die Empfangenden alles, was sie taten, als ein Gesetz der Seele, als eine Gottespflicht. Sie wollten Zeugnis ablegen von dem Tiefsten, was ihr Herz bewegte.

Es war am Freitag nachmittag. Rabbi Aron, noch ermüdet von der Reise, war gerade in dem tiefen Polstersessel eingenickt, als ihn lautes Gemurmel von der Straße her weckte. Was gab es nur? Man hatte so viel von Aufruhr, von Ueberfall und wilden Anschlägen gemurmelt und geschrieben. Da traten zwei bieder aussehende Bürger in die Stube, den Zylinder in der Hand, schritten auf ihn zu, und der eine hielt eine wohlgesetzte Rede. Es sei so großartig von ihm, daß er trotz seines hohen Alters gekommen. Er wäre gewiß der älteste aller Abstimmenden in ganz Oberschlesien, sicherlich in ihrer Stadt. Und alle Deutschen seien stolz auf ihn. Und alle möchten ihn gern sehen und ihm danken. Und er solle doch so

gut sein und mitkommen. Draußen stände der Wagen, und vor Sabbath-Anfang wären sie wieder zurück.

Und ehe der Rabbi recht wußte, was ihm geschehen, saß er im grüngeschmückten, behaglichen offenen Wagen. Eine leichte Efeugirlande wurde ihm um die Schulter gelegt, und so fuhr er langsam durch alle Straßen und Gassen. Den Weg entlang stand jung und alt. Kein Ruf erscholl, kein Laut ertönte; aber die Hände winkten ihm zu, und die Augen grüßten, wie man in alter Zeit einen guten Fürsten zu grüßen pflegte: in Dankbarkeit und Ehrfurcht.

Und der Abstimmungstag kam. Man empfing ihn wie einen hohen Feiertag. Und die Leute schritten zum Wahlraum wie zum Gotteshaus: bedächtig, würdig, glaubensvoll. Das Wetter war rauh, naßkalt und windig; aber das Herz war durchflutet von einem heißen bangen Frühlingsschauer. Lange, qualvolle Stunden den ganzen Sonntag hindurch. Aber am andern Morgen kündeten es alle Zeitungen: Wir haben gesiegt. Oberschlesien bleibt deutsch.

Auf der Rückfahrt fuhren Rabbi Aron und Schwester Regula wieder zusammen. Nachsinnlich, still. All ihre Gedanken kreisten um das Erlebnis der letzten Tage. Aber beide waren trotz des Sieges nicht fröhlich. Drückte sie der Abschied? Der Abschied vielleicht auf immer? Quälte sie, die beiden friedfertigen Seelen, all das Wilde, Wütige, Widermenschliche, was sie gesehen und gehört hatten?

Sie fuhren gerade bei einer kleinen Station vorbei, etwas langsamer, da — ein Knall, die Glasscheiben zersplitterten, dicht am Kopf des Rabbi war es vorbeigegangen.

„Schma Jisroel!" schrie der Rabbi und fiel ohnmächtig in die Arme der Schwester.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als er wieder zu sich gekommen war, murmelte er wehmütig lächelnd: „Daß sich die Menschen das bißchen Leben so schwer machen!"

Er reckte sich wieder auf; aber er erholte sich auf der Fahrt nicht mehr. Es war zu viel der Anstrengung, der Aufregung, des Schreckens gewesen. Er wurde krank, ernstlich krank.

Schwester Regula atmete auf, als sie endlich in seinem Heimatsorte ankamen. Sie stieg mit aus und geleitete ihn nach seinem Hause.

Die Tochter sah sie kommen und wollte aufschreien. Da legte die Schwester die Finger an die Lippen, und der Schrei wurde zum Seufzer. Sie brachte ihn zu Bett und sagte: „Ich werde hierbleiben und ihn pflegen. Ich darf doch, Bruder Aron?"

Er nickte, und sein altes feines Lächeln wollte aufsteigen, blieb aber auf halbem Wege kläglich stecken.

„Wenn ich Ostern zurück bin, ist es früh genug. So lange hab ich Urlaub."

„So lange wird's nicht dauern, Schwester. Weißt du, Sorchen, es ist am besten, du rufst gleich Minjen."

Die Tochter schluchzte auf. Er schüttelte den Kopf. „Nit weinen, Kind. Ich hab es besser gehabt als unser Lehrer Moses. Ich hab das gelobte Land nit bloß von weitem gesehen, ich bin auch selber hineingekommen. Nicht wahr, Schwester, es ist ein gelobtes Land. Nit weinen, Kind!"

Die Tochter eilte hinaus.

Kaum eine Viertelstunde später kamen die zehn Männer, um die vorgeschriebenen Gebete bei dem Sterbenden zu sprechen.

Als sie in die Kammer traten, saß die Schwester am Bett und hielt in ihrer Hand die Hand des Toten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Herr Professor

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In der jüdischen Gemeinde des kleinen Städtchens Albhausen herrschte lebhafte Bewegung. Das Jubiläum des Lehrers David Aronheim sollte gefeiert werden. Heute, am Freitag, waren es fünfzig Jahre geworden, da er als blutjunger Mensch vom Seminar her in die Gemeinde gekommen war, und all die langen Jahrzehnte hindurch hatte er treu bei ihr ausgeharrt, trotzdem manche bessere Stelle gelockt hatte. Wie das in kleinen Gemeinden so üblich, war er nicht nur Lehrer, er war auch Kantor und Prediger gewesen. So war er in Freud und Leid mit den Familien eng verwachsen. Er hatte die Jungen heranwachsen sehen und die Alten zu Grabe getragen; er hatte die Ehe seiner Schüler und Schülerinnen durch seinen Segensspruch geweiht, und ihre Kinder, seine Enkelschüler, wie er sie scherzweise nannte, wieder in seine Schule aufgenommen. Und darum fühlte sich jeder an der Feier des Tages wie an einem großen Familienfeste beteiligt. Frühmorgens brachte ihm der Synagogenchor ein Ständchen, und als er erschrocken nach seiner kränklichen Frau blickte, sah sie ihn lächelnd an: „Laß nur, ich wache schon! Was dir gut tut, kann mir nicht schaden. Heut ist ja dein Jubiläum."

Als er dann in sein Schulzimmer trat, waren Pult und Wände festlich bekränzt. Die Schüler und Schülerinnen umringten ihn glückwünschend in ihren Feiertagskleidern. Zwei Kinder, der älteste Knabe und das jüngste Mädchen, traten vor und sagten ihren „Spruch", und

gerade, als er ihnen gedankt und sie ermahnt hatte, sich ruhig hinzusetzen, jetzt müsse der Unterricht beginnen, trat der Schulinspektor herein und erklärte, heute fiele der Unterricht aus, heute sei ein Feiertag der Schule. Und dann hörten die Kinder, die immer vor dem hohen Herrn gebangt hatten, mit Erstaunen, was für gute Schüler sie eigentlich seien und was für einen pflichttreuen, gewissenhaften und tüchtigen Lehrer sie hätten, und wie hoch seine Vorgesetzten ihn schätzten und wie sehr die Regierung seine Verdienste anerkenne. Und dabei überreichte er ihm das silberne Verdienstkreuz.

Kaum hatte er geendet, da kam der Bürgermeister mit seinem Glückwunsch, und ihm auf dem Fuße folgten die Gemeindevorsteher und die Gemeinderäte, die mit herzlichen Dankesworten ihre Geschenke darbrachten, eine goldene Uhr mit goldener Kette und eine schöne silberne Sederschüssel. Dem alten Lehrer traten die Tränen in die Augen, seine Hände, die danken wollten, zitterten heftig, und das Wort erstarb ihm im Munde. Wenn seine Frau das doch nur gehört und gesehen hätte; aber er fühlte auch, daß man nur mit Rücksicht auf die Kranke das Haus gemieden hatte. Die Kinder hatten sich neugierig und scheu in die Ecke am Fenster gedrängt. Plötzlich flüsterte es: „Der Professor!" und vom Gang her scholl es lauter: „Der Professor kommt!"

Der Professor war das einzige Kind des Lehrers. Er hatte Medizin studiert und war vor Jahresfrist zum Professor an die Universität der Hauptstadt berufen worden. „Wer tüchtig ist," hatte die Mutter stolz gesagt, „wird nicht übersehen, auch wenn er Jude ist."

Er war in dem letzten Jahre, trotzdem die Mutter kränkelte, nicht nach Haus gekommen, seine vielen Patienten ließen ihn nicht frei, und man war in der Gemeinde ordentlich darauf gespannt, ob er wohl zum Jubiläum käme.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und nun war er gekommen, und nun konnte er noch mit eigenen Augen sehen, wie man seinen alten Vater ehrte. Ehrerbietig machte man ihm Platz und wunderte sich, daß Vater und Sohn sich nur mit einem stummen Händedruck begrüßten.

Dann wurde auch der Herr Professor beglückwünscht, und der Gemeindevorsteher berichtete ihm, daß abends ein Festgottesdienst stattfinde, bei dem der Bezirksrabbiner predigen würde, und für den folgenden Abend sei ein großes Gemeindefest mit Festmahl, Aufführung und Tanz geplant, und alle hofften auf die Ehre seiner Teilnahme. Der Herr Professor dankte kühl, er glaube kaum, daß seine Zeit ihm erlaube, das alles mitzufeiern. Aber abends kam er doch zum Gottesdienst, die Mutter hatte es ihm abgerungen. Der Prediger, ein Freund des Hauses, erzählte in schlichten Worten den Lebensgang des Jubilars, schilderte die unendliche Mühe und den köstlichen Lohn eines echten Lehrers. Da sei keiner in der Gemeinde, der ihm nicht irgendein Gutes verdanke, keiner, dem sein Wort nicht eine Stütze, sein Leben ein Vorbild gewesen. Das sei aber nur möglich gewesen, weil aus allem, was er gelehrt und getan, stets die Reinheit des Herzens, die Wahrheit der Gesinnung hervorgeleuchtet habe. Es sei nicht jedem gegeben, sagte er zum Schluß, an hervorragender Stelle Großes zu leisten, aber wenn einer, wo er auch stehe, sein Bestes tue, in den Gefahren und Versuchungen des Lebens nur sich selber treu bleibe, dann habe auch er Großes getan. Und der Lohn bleibe nicht aus, ob ihn das eigene Bewußtsein gewähre, ob er von außen komme. Beides sei dem Jubilar beschieden. Er werde zu sich selber sagen können: ich habe genug getan. Und dazu komme die Liebe und die Dankbarkeit seiner Schüler und das höchste Glück des Vaters, einen Sohn zu haben, der eine Leuchte der Wissenschaft, ein Muster mannhaften Strebens, ein Stolz des Judentums sei. — Aller Augen

wandten sich bei diesen Worten zu dem Professor, der bescheiden das Haupt senkte.

Nach der Heimkehr von der Synagoge bat die Mutter den Sohn um einen Bericht über die Rede; aber er lehnte ab, es sei von ihm selber zu viel darin gesagt worden. Still, innerer Erregung voll, wurde das einfache Mahl eingenommen, kein frohes Wort ertönte, und selbst der Wein, „der des Menschen Herz erfreut," konnte seine alte Kraft nicht bewähren.

Kaum war der letzte Bissen genossen, als der Professor erklärte, er müsse noch heute abend zurückreisen. Ihm sei, leider etwas spät, eingefallen, daß er morgen ein wichtiges Konsilium bei einem Schwerkranken habe.

„Just heute? Und am Freitag abend?" fragte die Mutter vorwurfsvoll. Aber der Vater setzte ihr auseinander, daß man auch das Sabbathgebot übertreten dürfe, wenn es gälte, ein Leben zu retten. „Gilt es das, mein Sohn?"

Der Professor schwieg, zog seine Uhr und sagte: „Es tut mir unendlich leid, aber in anderthalb Stunden muß ich fahren."

„Also haben wir noch eine ganze Stunde Zeit zum Plaudern. Davon will ich eine halbe haben und die andere, Mutter, soll er dir geben. Aber jetzt mußt du dich erst hinlegen, Mutter, du hast dir heute schon zu viel zugemutet, und wenn du ganz folgsam bist, schicke ich ihn dir pünktlich herein, und du kannst ihm noch einmal all deine Schmerzen vorklagen, und er kann dir so viel verordnen, wie er will."

Der Professor stimmte bei, und die Mutter ging willig und traurig in ihr Zimmer. Dreißig Minuten allein, die sie noch mit ihrem Jungen hätte beisammen sein können!

Vater und Sohn saßen sich eine geraume Weile schweigend gegenüber. Endlich begann jener: „So, mein Junge, jetzt sind wir allein. Nun sag mir, was dich

drückt. Ich hab es wohl gemerkt, du bist heute aufgeregter gewesen als ich. Als alle Kinder sich benschen ließen, ist kein Sohn zu mir gekommen."

„Aber die Mutter hat mich gesegnet, als wir nach Hause kamen."

„Sie ist zu dir gegangen. Mütter warten nicht erst darauf, ob ihre Kinder ihren Segen haben wollen. Mußt du wirklich noch heute fort? Du hast heute abend gehört, was der Rabbiner von mir gesagt hat. Ich hätte gern gehabt, nicht um der Leute willen, du hättest auch morgen gehört, was ich zu sagen habe. Ich bin nun siebzig, wie lange wirst du mich noch hören können?"

„Ich wäre doch nicht zur Synagoge gegangen, auch wenn ich hätte bleiben können."

„Bist du bange, du wärst aufgerufen worden? Du wirst doch die Broche noch können?"

„Ich habe kein Recht mehr, sie zu sagen. Ich bin nicht mehr gläubig."

„Das tut mir weh; aber du bist ein Mann, bist ein Gelehrter, du mußt selbst wissen, wie du dich zu Gott und seiner Lehre stellst. Ob gläubig oder nicht, du kannst nichts tun, was gegen sie ist, der Sohn von David Aronheim wird immer ein guter Jude bleiben."

Der Professor stand auf. „Ich glaube, die Mutter ruft nach mir." Auch der Vater erhob sich. Zwei hohe, schlanke Gestalten standen sich gegenüber; aber der Vater erschien der größere.

„Nein!" rief er laut und hart. Und dann mit gedämpftem Ton: „Ich kenne ihre Stimme besser. Die Mutter ruft nicht, aber der Vater fragt dich: Sag mir, mein Kind, was ist mit dir, daß du so ganz anders bist als sonst? Was drückt dich, was quält dich? Du willst fort, du mußt fort. Wartet wirklich ein Schwerkranker auf dich?"

Der Professor schwieg, und der Vater wiederholte langsam:

„Wartet wirklich ein Schwerkranker auf dich?"

„Nein!" kam es diesmal leise und zögernd zurück.

„So bist du zu stolz, mit diesem ungebildeten Volk morgen zu feiern?"

„Vater!"

„Was denn? Was denn? Wartet eine Geliebte auf dich? So führ uns doch die Tochter zu. Oder ist's vielleicht kein jüdisches Kind?"

„Ich habe keine andere Geliebte als die Wissenschaft."

„Was denn? Was denn? Die Mutter ist krank, der Vater feiert, nein, nicht er feiert, dankbare Schüler und Schülerinnen geben ihm für fünfzigjährige Arbeit ein Fest, und der Sohn kann nicht bleiben, will nicht."

„Kann nicht. Ich sagte dir schon, ich bin nicht gläubig, ich kann nicht morgen mit dir zur Synagoge gehen. Ich hätts auch heut nicht sollen. — Nun laß mich zur Mutter gehen."

„Nein!" Diesmal klang es noch härter und schriller. Und dann doch gleich wieder milder, als ob er über sich selber erschrecke: „Gleich, gleich, Simon, gleich. Aber erst will ich die Wahrheit wissen. Du weißt, unsere Weisen nennen sie die Grundsäule der Welt. Die Wahrheit! Ich bin ein alter Mann, und mein einziges Kind soll nicht von mir gehen, ohne daß ich weiß, wie ich mit ihm daran bin. Da könnten mir allerlei böse Gedanken kommen und mein Kind anschwärzen, und ich könnte nicht sagen: Ihr lügt. Wahrheit, mein Kind, sag mir alles."

„Ich wills auch, Vater, nur nicht heute. Ich komme in einigen Wochen wieder, und dann sollst du alles wissen."

„Nicht verschieben! Gehören sie mir, die einigen Wochen, gehören sie dir? Heute, heute, nur diese Minute ist unser. Heraus mit der Wahrheit! Du schweigst. Ist

die Wahrheit eine Lüge? Bist du — ich wag's kaum auszusprechen — bist du — vielleicht übergetreten?"

„Ich bin's."

Der Alte sank tonlos auf dem Stuhl zusammen und barg den Kopf tief atmend in die Hände.

Der Sohn stellte sich hinter den Stuhl, die Hände halb vorgestreckt, als ob sie jeden Augenblick nach dem Fallenden greifen müßten.

Als aber der Vater sitzen blieb und sein Atem ruhiger ging, flüsterte er: „Verdamme mich nicht, Vater! Du hast es nie erfahren, was es heißt, Kraft haben und sie nicht bewähren können. Ich bin zum Lehren geboren, ich hab's von dir, ich mußte Schüler haben, mit denen ich in ständiger Wechselwirkung arbeiten konnte. Meine Bücher hat man anerkannt, die Ergebnisse meiner Forschung gebilligt, aber man hätte mich mein Leben lang Privatdozent bleiben lassen oder mit einer Honorarprofessur kaltgestellt. Den Mann der Wissenschaft ließ man gelten, dem Juden verschloß sich jede Pforte. Und ich wollte wirken, wirken!

Gläubig war ich nicht mehr, ich sagte es dir schon, dem Judentum war ich fremd, ich hielt seine Feiertage nicht mehr, ich beobachtete seine Gesetze nicht, ich erkannte seine Lehre nicht an. Die Religion ist mir nur Formsache — und einer Form wegen wollt ich nicht den Inhalt meines Lebens opfern. Ich hätte euch gern den Schmerz erspart und hätte, wär's nicht so gekommen, ewig geschwiegen, — aber ist's denn so schlimm, daß ich nun mir die Jünger meiner Wissenschaft ausbilden und sie an das Krankenlager schicken kann, Hilfe und Heilung zu spenden?"

Er hatte in atemloser Hast gesprochen, bangend, daß der Vater ihn unterbrechen könne. Der blickte sich um und schaute ihn mit großen Augen an, die wie aus weiter Ferne kamen.

„Du hast uns viel Freude gemacht, Simon," begann er leise und langsam, als ob er, in Erinnerung vertieft, zu sich selber spräche, „viel Freude, immer, als kleiner Junge schon und später auch. Du bist fast immer der Erste in der Klasse gewesen, und wenn's mal nicht glückte, hast du nicht eher geruht, bis du es wieder geworden. Auch darüber haben wir uns immer gefreut, hätten's vielleicht nicht sollen. Wir haben alles getan, was wir für dich tun konnten, deine Mutter und ich. Ich könnte dir sagen, wir haben für dich gedarbt, wir haben uns deinethalben Entbehrungen auferlegt, wir haben auch noch jahrelang nach deinem Studium uns jeden Genuß, jede Erholung versagt, damit du nur deinen Arbeiten leben konntest. Das alles haben wir für dich getan, könnt ich sagen, und es wäre eine Lüge. Eltern tun nichts für ihre Kinder, sie tun es nur für sich, tun es, weil sie müssen, wie die Schwalbe hundertmal in einer Stunde hin- und herfliegt, um ihre Jungen zu füttern. Wir haben es getan, weil es uns glücklich gemacht hat, und du hast es uns dazu noch mit viel Freude gelohnt. Also dafür wären wir quitt, aus Dankbarkeit bist du uns nichts schuldig, aber — ich habe immer geglaubt, du solltest die Krone meines Lebens sein, und nun legst du die Axt an die Wurzel. Deine Tat wirft mir mein ganzes Leben und Wirken zu Boden. Was muß das für ein Lehrer und Erzieher, was für ein jüdischer Prediger gewesen sein, dieser David Aronheim, wird man fragen, dessen Sohn sich so leichten Herzens von seinem Glauben wenden konnte?"

„Leichten Herzens, Vater!?"

„Hast recht, hast recht. Es mag dir schon schwer geworden sein, alles auszureißen, was Vater und Mutter, was Jahrtausende in dich gepflanzt haben und dann neue Saat zu säen."

„Ich habe dir schon eben gesagt, Vater, daß Religion mir eine Formsache ist."

„Was? Auch das nicht einmal? Keine inneren Kämpfe? Auch nicht eine Spur von Ueberzeugung? Religion Formsache? Aber die Wahrheit ist keine Formsache. Magst du als Jude glauben, oder nicht glauben, was du willst, das ist deine Sache, das hast du mit dir abzumachen; aber wenn du übertrittst, wenn du dich zu einer andern Religion bekennst, freiwillig bekennst, und es nicht aus lauterer Ueberzeugung tust, dann bist du ein Lügner, ein Meineidiger, ein Schurke, dann kann ich dich nicht betrauern, dann muß ich dich verachten."

„Vater, vergiß nicht, wer vor dir steht."

„Ich vergesse nicht — vor mir steht ein Professor der Kaiserlich-Königlichen Universität, ein Mann der Wissenschaft, das heißt, ein Mann, der die Wahrheit sucht. Hast du sie gesucht? Kannst du sie lehren, wenn du durch Lug auf das Katheder gestiegen? Nicht die Liebe zur Wissenschaft, dein unglückseliger Ehrgeiz hat dich verführt."

„Und die Sehnsucht nach einer großen Kulturgemeinschaft."

„Zu der gelangst du durch die Taufe nicht, wenn du sie nicht schon vorher besitzest? Gehör ich ihr nicht an? Aber auch zu jener bekenn ich mich stolz, die durch alle Leiden und Verfolgungen hindurch das Erbe von Jahrtausenden bewahrt. Nation, Religion, es ist nicht meines Amtes zu wägen und zu richten. Du weißt, unsere Weisen sagen, die Frommen aller Nationen werden des ewigen Lebens teilhaftig, die Frommen, nicht die Ueberläufer!"

Der Professor schwieg, das Haupt gesenkt.

Da legte der Vater die Hände auf seine Schulter.

„Simon, oder wie du jetzt heißen magst, du hast dich selber verloren, kehre zurück, finde dich wieder, leg Amt und Würden ab und sei wieder du selber, ein ehrlicher Mensch! Sei's um dich, sei's um mich. Ich will nicht

drängen; ein halbes Jahr, sechs Monate von heute sollst du Zeit haben. Dann will ich dich wieder fragen: gehören wir noch zusammen oder nicht?"

„Ihr gehört zusammen, und ihr müßt zusammen bleiben!" erklang da die zitternde Stimme der Mutter, die die Sehnsucht nach ihrem Kind vom Lager getrieben, und die mehr gehört hatte, als sie hören sollte. „Zusammenbleiben" wiederholte sie noch einmal, dann klammerte sie sich an den Türpfosten an, und ehe der Mann oder der Sohn sie auffangen konnte, schlug sie ohnmächtig zu Boden.

Es war sechs Monate später, da ging der alte David Aronheim frühmorgens zur Bahn, um nach der Hauptstadt zu seinem Sohn zu fahren. Er brauchte keinen Urlaub zu nehmen. Seit seinem Jubeltage, der so traurig geendet, hatte er die Schule nicht wieder betreten und auch seiner andern Aemter als Kantor und Prediger nicht wieder gewaltet. Man fand es ganz natürlich, daß der alte Mann sich jetzt zur Ruhe setzen wollte, aber man begriff es doch nicht, daß er mit Hartnäckigkeit sich dagegen sträubte, auch nur noch eine Stunde zu geben, noch eine Predigt zu halten. Es war, als ob die Trennung von seiner Frau, die so bald nach seinem Jubiläum gestorben, ihn auch von allem getrennt habe, was bisher seine Teilnahme gefordert hatte. Er lebte wie in einer andern Welt; Leid und Freud seiner Freunde rührten ihn nicht mehr. Das Alter, das Alter! Aber er ging noch gerade so rüstig daher wie vordem, seine Augen leuchteten in einem seltsamen Glanze, und wenn ihn jemand besuchte, fand er ihn regelmäßig über seine Bücher gebückt, oder am Schreibtisch beschäftigt. Weshalb sollte er sich denn auch so grämen? Er hatte doch noch seinen Sohn, und seine Frau war doch gut zu Jahren gekommen, und hatte

so viel Freude erlebt. — Doch die klugen Tröster sprachen umsonst. Er erwiderte kein Wort, schüttelte nur den Kopf und sah wieder in seine Bücher. Ihn erfüllte nur ein Gedanke: Was wird mein Sohn tun? Sechs Monate hab ich ihm Frist gegeben, wird er zurückkehren, nun, da auch seine Mutter ihn noch gerufen? Es war vielleicht nur eine unglückselige Stunde, die ihn verlockt hatte; aber er hat ein gutes Herz, er kann sich nicht auf immer von mir losreißen, mit einem harten Schnitt alles zerstören, was aus so tiefen Wurzeln hervorgewachsen. Aus? Ende? Nein, er wird bereuen, er wird wiederkommen. — Tag um Tag wartete er auf den Brief, und jeden Abend war sein letzter Gedanke: Morgen! Aber der Morgen kam, und der Tag versank wieder in Nacht, und die Wochen schwanden. Da fing er an zu grübeln, warum ist das über mich gekommen, gerade über mich? Ist es eine Strafe für eine böse Tat? Hab ich doch irgendwann schon gesündigt und nicht gebüßt?

Und er ging sein ganzes Leben durch, von der Kindheit Tagen an, durchforschte sein Tun und Denken, durchstöberte jeden Herzenswinkel, hatte bald dieses, bald jenes gefunden, verwarf es wieder und suchte aufs neue. Und wollte er sich freisprechen, dann erklang es wieder: Und doch, dein ist die Schuld, es ist ja dein Sohn! Und wenn du nichts Böses getan, so hast du das Rechte unterlassen, sonst konnte es nicht so kommen, es ist ja doch dein Sohn! — Trägst du aber die Schuld, so spann er weiter, so mußt du auch büßen. Aber wie denn? Beten, fasten, öffentlich vor der Gemeinde dein Vergehen verkünden? Sie glauben es mir ja nicht. Nein, meine Schuld ist zu groß, es gibt nur eine Sühne — noch bebte er zurück, noch suchte er andere Wege; aber alle führten zu dem einem Ziele, nur eine Sühne gibt es: den Tod.

Er wußte wohl, daß seine Religion, die so freudig das Leben bejaht, streng verbietet, Hand an sich zu legen, aber

gibt es nicht Ausnahmen? Haben nicht die frommen Märtyrer, wenn ihnen der wilde Pöbel nur die Wahl ließ: Taufe oder Tod, frohen Herzens ihre Frauen, ihre Kinder und sich selber getötet? Hat man sie nicht gepriesen darum? Hat man es nicht eine Heiligung des göttlichen Namens genannt? Und wenn er auch nicht verkannte, wie weit verschieden seine Lage von der jener Märtyrer sei, immer kehrte er wieder zu ihnen zurück, las die Gebete, die ihres Leidens gedenken und ihren Opfermut verherrlichen und forschte in den alten heiligen Büchern nach irgend einem Wort, das seinen Vorsatz rechtfertigen könnte, sann und spintisierte, bis sein Verstand sich seinem Willen fügte: Du darfst. Und wie als Lohn leuchtete ihm dann die Hoffnung auf: der Tod der Mutter hat's nicht vermocht, vielleicht bringt der Tod des Vaters ihn zurück.

Aber noch war ja alles nur Gedanke, noch kann jede Stunde eine andere Lösung bringen. Und damit ihm nicht entglitte, was er sich mit heißer Müh errungen, schrieb er sorglich alles nieder, seine Schuld, seine Buße und die Rechtfertigung seiner Tat.

Aber immer noch hegte er die Hoffnung, er kehrt zurück, und selbst, als er schon im Zuge saß, dachte er: vielleicht kommt gerade heute morgen sein Brief, und du hättest dir die weite Reise sparen können. So viel auch der Leute ein- und ausstiegen, er blieb allein, und Felder und Wälder, Dörfer und Städte, in leichten Herbstnebel gehüllt, flogen wie im Traum an ihm vorüber. Nur einmal, als mitten im kahlen Feld ein Ebereschenbaum mit seinen roten Beeren auftauchte, stand er wieder mitten im Leben, in seinem Leben. Unter einem solchen Baum am Waldhange, als das andere junge Volk bei einem Sabbathspaziergang sich weit im Gebüsch verloren hatte, hatte er seiner Regina seine Liebe gestanden — und nun kamen die vielen Jahre hergegangen, deren helles Glück

aus dieser einen Stunde entsprungen, und dann kam die glücklichste Stunde, da er nach jahrelangem Warten und Hoffen den Sohn in den Armen hielt. In Sekunden sprang Bild auf Bild aus des Kindes Jugendzeit vor seine Seele, und im Nu stand er wieder vor der Frage: Wird er zurückkehren?

So kam er, nur von dem einen Gedanken erfüllt, nach der Hauptstadt. Das ihm so fremde Gewühl und Gewirr auf den Straßen beirrte ihn nicht. Er ging hindurch, wie einer, der seines Weges und seines Zieles sicher ist. Und wer den Greis dahinschreiten sah, hochaufgerichtet, mit festem, fast eiligem Fuß, mochte denken, der geht einem frohen Wiedersehen entgegen. Mit einigen Fragen fand er die Straße, darin sein Sohn wohnte. Er streifte mit einem eigentümlichen Blick die Fassade des hohen, stattlichen Hauses, schritt schnell hinein und betrat ohne Zögern das Wartezimmer. Ein Diener belehrte ihn, daß die Sprechstunde schon vorüber und der Herr Professor heute nicht mehr zu sprechen sei. Als er aber hörte, daß der Besucher ein Verwandter seines Herrn sei, sagte er ihm, der Herr Professor könne jeden Augenblick vom Kolleg kommen, er möge so lange in der Privatwohnung in der zweiten Etage warten. Langsam stieg der Greis die Treppen hinauf und wunderte sich, daß der zweite Stock eigentlich im dritten läge. Es klingt wohl besser, dachte er lächelnd, und ein bißchen Schwindel mag ja zu dieser vornehmen Welt gehören.

Er wurde in das Arbeitszimmer seines Sohnes geführt; durch das breite, offene Fenster wehte frische Herbstluft herein. Die vielen Bücher erweckten sein Interesse, er las der Reihe nach ihre Titel, lauter gelehrte, wissenschaftliche Werke, keines, das darauf schließen ließ, daß ihr Besitzer noch zu andern Dingen als zu seiner Wissenschaft ein Verhältnis habe. An den Wänden hingen die Bilder berühmter Aerzte, offenbar die seiner Lehrer, auch

über dem Schreibtisch hingen sie; für Vater und Mutter war in diesem Raum natürlich kein Platz. Sie werden im Schlafzimmer hangen, dachte er, da kann er sie morgens und abends immer sehen, er hat uns ja damals geschrieben, er hätte sich so sehr über die Bilder gefreut. „Sie werden da nicht hangen," murmelte er dann grollend, halblaut, — „sonst" — — —

In diesem Augenblick trat der Professor ein.

„Vater, du!" rief er aus und streckte ihm beide Hände entgegen, aber der Vater wehrte ab.

„Nicht darum bin ich gekommen", sagte er mit tiefer, heiser klingender Stimme, „nicht darum, die sechs Monate sind um. Bist du zurückgekehrt, oder willst du zurückkehren?"

„Vater, bei aller Ehrfurcht vor dir —"

„Hab Ehrfurcht vor dir selber!" zerschnitt er ihm mit scharfem Ton den Satz.

„Vater, bedenke, ich wäre ja vor aller Welt unmöglich, ich würde mich einfach lächerlich machen, bedenke doch!"

„Ich bin nicht hergekommen, um zu bedenken, ich bin gekommen, dich zu fragen. Noch einmal, die sechs Monate sind um. Willst du zurück?"

„Ich kann nicht."

„Dein letztes Wort?"

„Mein letztes!" —

„Schma Jisroel!" seufzte der Vater auf, und tiefgebückt, als trage er eine schwere, schwere Last, schlich er aus dem Zimmer. — — Am andern Tage zog man seine Leiche aus der Donau.

In seinem Schreibtisch fand man, fest und klar geschrieben, eine kleine Abhandlung: „Der dreifach zureichende Grund für die Berechtigung meines Selbstmordes."

Die Geographiestunde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf der staubigen Landstraße, die nach dem westfälischen Städtchen Lüde führt, wanderten an einem heißen Septembernachmittag drei Handwerksburschen: ein Schneider, ein Müller und ein Färber. Der Schneider war schon bei Jahren, klein und verwachsen, die grauen Haare standen ihm zu Berge, und aus dem schiefen Mund und dem zusammengekniffenen, pfiffigen Auge sprach es deutlich: Ich kenne die Menschen. Der Müller stand zwischen Jünglings- und Mannesalter, eine untersetzte breite Gestalt mit ungewöhnlich dickem Kopf, flachsblondem Haar und einem Gesicht, das wohl hätte gefallen können, wenn nicht Nase und Augen das Rezept verraten hätten, das er sich selber gegen den trocknen Mehlstaub verordnet hatte. Der größte und jüngste der drei war der Färber, ein baumlanger Kerl von etwa zwanzig Jahren. Zu dem dichten Schwarzhaar hatte sich seltsamerweise ein blonder Schnurrbart gesellt, und in dem schmalen Gesicht, dem Luft und Sonne nicht die Weiße genommen, lachten ein Paar große graue Augen: Trotz alledem, die Welt ist schön, und sie gefällt mir! — Mit seinen langen Beinen war er bei drei Schritten immer einen voraus und mußte stehen bleiben, damit die Gefährten nur nachkommen konnten.

„Was hast Du's so hille, Aron?", fragte der Schneider, „willst noch nach Schul gehen? Die Sonne steht noch hoch. Deine Leut fangen noch nicht an zu oren."

„Was kümmert mich die Schul. Das Kaff ist noch weit, und ich muß mich umschauen. Ich hab Hunger und Durst, ihr Schneckenreiter."

„Heut abend fängt doch euer Neujahr an?" fuhr der Schneider unbeirrt fort.

„Verrückte Luder seid ihr doch", schnauzte der Müller darein, feiern Neujahr, wenn die Aeppel noch auf den Bäumen sitzen. Kann denn da ein Mensch am Sylvester einen Punsch oder einen ordentlichen Grog trinken?"

„Ich glaub, Peter, den söffest du auch in den Hundstagen." Und schon war er wieder ein paar Schritte voraus.

Dem Schneider ging der Atem aus.

„Nun wart doch, Aron, bist doch keine Eisenbahn."

„Warum bist du eigentlich Färber geworden?" fragte der Müller, nicht aus Wißbegierde, nur um ihn durch Sprechen zurückzuhalten.

„Warum bist du Müller geworden?"

„Weil mein Alter es wollte."

„Und ich Färber, weil meiner es auch wollte."

„Bist zum Handelsmann wohl zu dumm gewesen. Aber anschmieren kannst du die Leute ja auch so, kannst ihnen blauen Dunst vormachen und schlechte Sachen schön färben und als neu verkloppen."

„Wenns auf die Dummheit ankommt, Peter, dann hättst du Pastor werden müssen. Weißt doch, wie die Bauern sagen: Use Stöffelken sull Pastaur wern."

„Sag mir nix auf die Pastoren, Jud!"

„Fällt mir nicht ein. Der einzige gute Lehrer, den ich gehabt hab, war ein Pastor. Es tut mir heut noch beinah leid, daß ich ihn so oft geärgert hab.

„Du?"

„Ja, ich. Wo's einen Streich zu spielen gab, war ich an der Spitze. Einmal hatten wir Naturgeschichte. Das war uns zu langweilig. Da holte ich aus des Nachbars Stall den Bock und eine Ziege und band sie ans Katheder. Der Pastor kam ins Schulzimmer, machte große Augen

und schimpfte, was das Zeug halten wollte. Und der Bock meckerte, und wir kicherten. Ihr Teufelsbande, schrie er wütend, was soll das? „Herr Pastor", sagte ich ganz unschuldig, damit Sie uns an dem Ziegenvieh alles besser erklären können. Nu aber raus damit! schrie er, aber dabei schmunzelte er schon, und bis wir achtzehn Jungen die starrköppischen Biester wieder in den Stall gebracht hatten, war die Stunde glücklich rum."

Wieder war er schon voraus, und wieder begann der Schneider zu fragen.

„Warum bist du eigentlich nicht in Barmen geblieben, Aron? Da gab's doch Färbereien genug."

„Weil mich keiner von den Krauters haben wollte, die Muckers!"

„Warum nicht?"

„Weil ich Jude bin. Ja, vor zwei Jahren, 48, da hieß es: Völkerfrühling und Freiheit und Gleichheit, und ein Mensch ist so viel wie der andere. Und heute? Ein jüdischer Geselle? Gott bewahre, da laufen uns die andern davon!"

„Haben auch recht", brummte der Müller, „Betrügers seid ihr doch alle."

Da blieb der Lange stehn, wandte sich um und schrie mit zornerstickter Stimme:

„Alle? Mein Vater und meine Mutter waren's auch?"

„Auch."

Da stand er mit einem Satz vor ihm.

„Was willst du mir denn, du Dreifingermann?"

Aber im nächsten Augenblick schon hatte der Färber mit scharfem Griff des Müllers Kehle umschnürt und stieß wütend heraus: „Nu sag nein, oder ich erwürg dich!"

Der Schneider trat dazwischen.

„Sei doch vernünftig, Aron. In einem so dicken Kopp wie dem Peter seinen kann doch nicht lauter Ge-

scheitheit sitzen, die Dummheit will doch auch Platz haben, und was die Betrügerei angeht, wie singt das alte Lied doch?

Das Bäuerlein in die Mühle schreit,
Müller, hast mir das Mehl bereit?
Du hast mirs halbe gestohlen.

Da lachte der gutmütige Färber und ließ den Müller los. Der hustete und prustete eine Weile und dann zischte er:

„Verdammter Jud! Verfluchter Hund!"

Aber der Färber hörte es nicht mehr. Er war den beiden schon weit voraus. Die Lust am gemeinsamen Wandern war ihm vergangen, und nun eilte er mit weiten Schritten dem Städtchen zu.

Die Sonne spiegelte sich schon rotgolden in den kleinen Fensterscheiben, als er den Ort betrat. Er schaute sich nach beiden Seiten der Straße um und las die Schilder Haus um Haus. Hier wohnen viele Juden, dachte er, aber mit der Färberei sieht es schlecht aus.

Da kam ihm ein kleines Mädchen entgegen, ein schwarzes Büchlein in der Hand.

„Wo ist die Herberge zur Heimat?" fragte er.

„Bitte, zweite Straße rechts, dann erste Gasse links und dann wieder zweite rechts."

„Rechts, wie ich stehe, oder wie du stehst?"

„Natürlich doch, wie Sie stehen. Sie wollen doch dahin."

Solch genaue, sichere Auskunft hatte er selten bekommen. Gewöhnlich bezeichnen die so Gefragten rechts und links nur von ihrem Standpunkt aus. Sich in die Lage des andern zu versetzen, fällt den meisten Menschen so schwer und ist doch Vorbedingung jedes Verständnisses. Und die Kleine kann das schon.

„Gerade aus, wie Sie stehen und dann" — fing das Kind wieder an.

„Ich weiß schon", unterbrach er sie und sah sich das zierliche blonde Ding näher an. Nach ihrer Größe mochte sie etwa acht Jahre alt sein; aber die blitzenden, klugen blauen Augen verrieten ein höheres Alter.

„Wie alt bist du eigentlich, Mädel?" fragte er.

„Bald zwölf", wiederholte sie selbstbewußt.

„Und wohin willst du mit deinem Büchlein?"

Da guckte sie ihn scharf an.

„Sind sie Jude?"

„Ja, Kind".

„Heut ist doch Rauschhaschonoh. Ich muß zur Synagoge."

Und fort war sie.

Er sah ihr nach. Wie anmutig sie dahinwippte, wie ein Vögelein. Er wartete, bis sie um die Ecke verschwunden war. Dann schritt er eilends der Herberge zu.

Heut ist doch Rauschhaschonoh, summte es in ihm nach. Und vor ihm stieg ein kleines backsteinrotes Häuschen auf, und er stand mit dem Bruder und den beiden Schwestern in einem schmalen, hellerleuchteten Zimmer. Der Tisch war gedeckt, auf der weißen Zwehle lag der braune mohnbestreute Berches, der Vater machte Kidduſch, und die Mutter benschte die Kinder der Reihe nach und gab dabei jedem einen Kuß. Dann sagte er, der Jüngste, seinen Spruch her, denselben Spruch, den er, auf goldberandetem Papier sorgsam aufgeschrieben, dabei überreichte. Und dann setzten sich alle, froher Neujahrsgedanken voll, zu dem verlockenden Mahl . . . Nun waren die Eltern schon lange beide tot, die Geschwister in alle Welt zerstreut. Rauschhaschonoh !„Leschonoh tauwo tikosew. Zu einem guten Jahr sollst du eingeschrieben werden", kam es wie von selbst über seine Lippen. Wie das festsaß! Wie

lange hatte er nicht gebetet, wie lange war er in keinem Gotteshaus gewesen. Langsam schritt er der Herberge zu, leierte seinen Gesellenspruch her und ließ sich von dem Herbergsvater einen Platz anweisen.

Dann wusch er sich Hände und Gesicht, strich sich Haar und Kleider zurecht und suchte die Synagoge auf.

Der Gottesdienst hatte schon begonnen, und man sah sich nach ihm um, als er eintrat. Er stellte sich hinter einen Ständer der letzten Reihe und der Schammes reichte ihm ein Machsor. Leicht fand er sich darin zurecht. Von Kindheit an war ihm das Hebräische lieb und vertraut gewesen.

Es ging in dieser kleinen Synagoge nicht zu wie in einer Judenschul, wie die alte Redensart und das alte Wort für das jüdische Gotteshaus lautete. Mit der neuen Zeit war ein neuer Geist eingezogen. Es durfte nicht jeder einzelne mehr nach seinem Belieben die Gebetstellen, an denen er gerade hielt, laut singen oder sagen. Ordnung und Stille herrschten. Nur gewisse Gebete wurden vom Vorsänger oder der ganzen Gemeinde gesungen, alles klar abgezirkelt wie in einem wohlgepflegten Garten. Ob aber die feine Blume der Andacht da ebenso tief wurzelte und so hoch aufblühte wie in dem alten verwilderten Garten?

Der Gottesdienst war zu Ende. Die Leute beglückwünschten sich zum neuen Jahr und schüttelten sich freundschaftlich die Hand. Die Schul war schon fast leer, der Färbergeselle stand noch auf seinem Platz, um den andern den Vortritt zu lassen. Da sah er, wie die Kleine, die er auf der Straße getroffen, einen älteren Mann am Rock zupfte und eindringlich auf ihn einsprach.

„Nur zu, Vater!" fing er noch auf.

Gleich darauf kam der Mann auf ihn zu und fragte ihn, ob er nicht heut abend sein Gast sein wolle.

Er wies auf seinen abgetragenen schäbigen Anzug hin.

„Es ist ja keine Hochzeit," sagte der Mann lächelnd, „Ihr sollt nur Mauze mit uns machen und uns Gelegenheit zu einer Mizwoh geben."

Da folgte er ihm, und die Kleine trippelte eilig voraus, den Gast anzumelden.

„Ihr Kind wohl?" fragte er auf sie hinweisend.

„Ja, mein Lenchen."

„Ein kluges Kind."

„Unbeschrien!" und aus dem Worte klang heller Stolz. „Und nit bloß klug, auch gut. Immer zufrieden und fröhlich! Wenn sie in ein dunkles Zimmer kommt, wird es ordentlich wie lichter Tag. Kennt Ihr sie schon?"

„Ich hab sie heut auf der Straße gesprochen. Ist wohl Ihr einziges Kind?"

„Ich hab noch mehr, zwei Jungens, der eine ist schon im Geschäft, und der andere will Lehrer studieren", fuhr der Mann vertraulich fort. „Wißt Ihr, es kommt nit viel dabei heraus, das weiß ich am besten, ich bin Vorsteher in der Kille, aber er will's nu einmal, und wenn der Mensch was will, und es ist nichts Schlechtes, muß man ihn gewähren lassen. Brav und nit dumm sind sie auch beide. Aber das Kind übertrifft sie doch. Es ist, sagt meine Frau, als ob sie das Beste, was in uns beiden Alten steckt, geerbt hätte, und nur das Beste. Und ich hab eine gute Frau. Was seid Ihr eigentlich?"

Sie standen gerade im Lichtschein eines hell erleuchteten Fensters. Der Geselle hob seine Hände hoch und spreizte die blauen Finger.

„Da können Sie es sehen."

„Was denn?"

„Ich bin Färber."

„Und heißen?"

„Aron Westheimer."

„Und Färber? Ein jüdischer Färber. Das hat man nit öfters. Ist aber gut so, besonders in unserer Zeit. Ein jüdischer Handwerker? Was Neues, aber was Gutes. Sie sagen ja immer, wir wären zu faul für Arbeit mit den Händen, es brächte uns zu wenig ein, darum gingen wir auf den Handel aus. Aber sie denken gar nit daran, daß bis auf unsere Tag kein Jude ein Stück Land kaufen konnt, kein Meister einen jüdischen Lehrling genommen hätt. Gut, daß es nu anders kommt. Wir wollen Broche machen über den jüdischen Handwerker. Der jüdische Bauer muß auch noch kommen."

Der Vorsteher, der sich gern als aufgeklärten und fortgeschrittenen Mann gab, ahnte nicht, wie schwer es der Handwerksmann an seiner Seite hatte, wie viel Unbill und Ungerechtigkeit, wie viel Härte und Schimpf er in seinen Lehrlings- und Gesellenjahren zu erdulden gehabt hatte. Es tat dem Färber darum doppelt wohl, einmal ein Wort der Anerkennung zu hören. Und als sein Führer nach einigen Schritten noch hinzufügte: „Da sind wir schon zu Haus. Scholaum aleichem!", da klang es ihm aus voller Seele zurück: „Aleichem scholaum!"

Friede mit euch! Mit euch sei Friede!

Sinnt einmal nach, gibt es unter allen Grüßen der Welt auch nur einen einzigen, der diesem an Tiefe, an Innigkeit und Größe gleichkäme? Friede! Alles Herzensglück und alle Erdenseligkeit liegt darin.

Die noch jugendliche Hausfrau von kleiner rundlicher Gestalt in weißem Festkleid empfing ihren Mann mit strahlendem Gesicht, und auch für den fremden Gast hatte sie ein herzliches Wort. Offenbar hatte das Kind schon auf ihn vorbereitet. Er mußte sich mit zu Tisch setzen, und die Süßäpfel, das übliche Festgericht, das die Süße des kommenden Jahres andeuten sollte, schmeckten ihm, als ob

er noch nie so etwas Köstliches genossen. Wie wohl das tat, nach langer Zeit wieder einmal von dem Frieden eines Hauses umfangen zu sein!

Nach der Mahlzeit wollte der junge Geselle sich entfernen; aber der Hausherr bat ihn, noch zu bleiben. Er sei gewiß schon weit umhergekommen, was es denn Neues in der Welt gäbe? Ob er auch schon aus Deutschland raus gewesen sei? Was? Schon in Frankreich, in Paris sogar? Auch in Italien schon? Er solle doch mal erzählen.

Und nun erzählte er von seiner Wanderschaft durch Süddeutschland. Die Berge hinauf und hinunter, die Bäche entlang und die Ströme hinüber, machte Rast in Rotenburg an der Tauber, dem wundersam verzauberten Städtchen mit dem großen, schönen Rathaus und den vielen wuchtigen Türmen, alles so aus uralten Zeiten, daß man ordentlich staune, daß die Menschen da heute in modischen Kleidern gingen. Und dann wanderte er weiter nach den bayrischen Seen, dem dunkeln Kochelsee und dem waldgrünen Walchensee, und weiter nach Tirol hinüber zu dem hellblauen Achensee. Diese Seen seien noch schöner als die wolkenhohen, schneebedeckten Alpen, sie hätten so was menschlich Liebes an sich, guckten einen an wie ein gutes Auge, aber jene Berge seien wie die wilden Riesen, von denen die alten Sagen erzählten, daß sie mit Baumstämmen und Felsen umherwürfen und jeden Augenblick einen zerschmettern könnten.

Die kleinen Bächlein und Wässerlein aber, die immer von den Bergen hinunterliefen, die seien wie die Kinder. Was sie nicht alles zu schwatzen und zu erzählen hätten! Und wie die Länder wechselten, so auch die Menschen, bald trübe und ernst und verschlossen, bald heiter und froh und gesellig. Je weiter nach Süden, je sonniger und leichteren Sinnes, aber auch je leichtsinniger. Doch Lust und Leid,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Liebe und Haß da wie dort. Und die Welt sei überall schön. Eine grünende Wiese sei auch schön, ein blühender Dornstrauch eine wahre Augenweide, und ein Kornfeld im leisen Wind, als ob einem die Hand Gottes über die Backen ginge. Aber, wenn er daran dächte, wie er in Genua einmal durch das Tor eines großen Palastes, der an den Berg hinauf gebaut war, gesehen, und wie da sein Auge das Treppenhaus hinauf über die Marmorstufen gesprungen von einer Terrasse zur andern, von einer Bildsäule zur andern, und wie da ganz oben im Garten mitten im Winter ein dunkelgrüner Baum mit leuchtend goldnen Früchten gestanden, da habe er doch geglaubt, das müsse der Eingang zum Gan Eden sein. Ja, gewiß, die Welt sei überall schön, auch hier bei uns; aber wie groß und wie schön sie sei, die ganze Herrlichkeit Gottes, das ginge einem doch erst auf der Wanderschaft auf.

Wohl eine Stunde lang hatte er so erzählt, Erinnerung kam auf Erinnerung, Erlebnis auf Erlebnis, heitere und trübe. Er verschwieg auch nicht, wie er zuweilen gehungert und gefroren, wie Meister und Gesellen ihn, den Juden, oft verhöhnt, wie der Deckel, der Gendarm, ihn angefahren, wie er manchesmal Platte gerissen, im Freien übernachtet habe; aber auch wie lustig es immer wieder gewesen, wie oft er gute Menschen angetroffen und wie doch nichts über das Wandern ginge.

Und während seine Zuhörer ihm gespannt lauschten und Lenchen seine Worte mit halboffenem Munde einsog, ward ihm selbst zum erstenmal bewußt, daß er nicht des Handwerks wegen, nicht weil es so Sitte und Brauch war, daß er eigentlich nur der Wanderschaft wegen auf die Wanderschaft gegangen, ja, daß er vielleicht nur des Wanderns wegen Handwerksmann geworden war.

„Seid morgen zu Tisch wieder unser Gast", war der Dank, womit der Vorsteher ihn entließ.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am folgenden Nachmittag ging er mit zum Taschlichmachen. Die Sonne schien matt vom stahlblauen Himmel, und der Herbst schlich gebückt über die Stoppelfelder, um die letzten Aehren zu sammeln. Eine leise Wehmut flog wie die Sommerfäden über das Land, und die Alten gingen mit ernsten, schweren Gesichtern zu dem rinnenden Bach. Die Kinder aber waren fröhlicher Dinge. Wie junge Hunde liefen sie hin und her, hatten bald dies, bald das zu sagen oder zu fragen. Es war das einzige Mal im ganzen langen Jahr, daß die Eltern mit ihnen spazieren gingen, und nun gar noch ins Feld, ins Freie, und die ganze Gemeinde zusammen.

Abseits vom Landwege, wo zwischen hohen Weiden ein Fußpfad in die Alme mündete, versammelten sich alle. Der alte, kränkliche Lehrer trug das übliche Gebet vor, halb singend, halb sagend, in einem klagenden Ton. Und dann murmelte groß und klein den alten Spruch:

Meine Sünden sollen fortfließen,
Sollen fortschießen,
Und immer werden gedacht,
Vor Schem jisborach gebracht.

Unwillkürlich mußte Aron Westheimer denken: O weh, wenn die Sünden nun mal herausspazierten aus der Seele, zum Wasser hin, sichtbar, ganz nackt, das gäbe ein Gewimmel und einen Anblick. Eine schöne Gesellschaft das! Entweder liefen die Menschen weg oder die Wasser. Und wie er sich das auf dem Heimweg noch ausmalte und sich lächelnd Einzelheiten vorzustellen versuchte, da sprang es ihm zur Seite und fragte mit heller Stimme:

„Herr Westheimer, hat Sternaus Moses oder Max, wie er sich jetzt nennt, nun recht, wenn er über das Taschlichmachen lacht und sagt, es sei nur Stuß, nur Unsinn."

„Kind, Verlachen ist leichter als Verstehen."

„Aber glauben Sie, Herr Westheimer, daß nun all unsere Sünden weg sind? Dann brauchen wir ja eigentlich keinen Jomkippur mehr."

„Das Taschlichmachen ist nur ein Symbol."

„Was ist das, ein Symbol?"

„Ein Symbol ist, ein Symbol — sieh, Kind, alles in der Welt hat zwei Seiten. Die eine sehen wir, und die andre sehen wir nicht. Die Dinge sind etwas und bedeuten auch etwas. Wenn Schmutz in ein lebendiges, reines Wasser kommt, und wenn das Wasser ein paar Fuß weiter geflossen über Geröll und Gestein, dann ist es wieder ganz klar. Unsere Seele ist ein fließendes Wasser. Die Sünden und die bösen Gedanken sind der Schmutz. Die Reue aber und das Leid sind das Gestein, die nehmen das Unreine fort, daß die Seele wieder rein wird. Nur ein Symbol ist das Taschlichmachen. Vielleicht ist unser Leben auch nur ein Symbol, doch das verstehst du nicht, Kind."

Die Kleine schwieg einen Augenblick, aber dann fragte sie wieder mit eindringlicher, fast bittender Stimme:

„Herr Westheimer, warum sind Sie nicht Lehrer geworden?"

Er sah erstaunt zu ihr nieder.

„Wie kommst du darauf, Lenchen?"

Es war das erstemal, daß er sie mit ihrem Namen nannte, und ein heller Glanz leuchtete in den dunkelblauen Augen auf, und eine dankbare Freude rötete das zarte Gesicht des Kindes.

„Wie kommst du darauf?" wiederholte er, als sie noch schwieg.

„Weil Sie so schön sprechen können, Herr Westheimer, und weil Sie uns gestern Abend eine so schöne Geographiestunde gegeben haben."

„Geographiestunde?"

„Es ist sonst die langweiligste von allen. Namen, Namen und nichts als Namen. Man kann sich gar nichts dabei denken, und wenn man sie heute gelernt hat, hat man sie morgen schon wieder vergessen. Aber, was Sie erzählt haben, behalt ich mein Leben lang. Sie hätten Lehrer werden müssen."

Da streckte er ihr seine rechte Hand hin. Sie hatte es schon längst bemerkt, daß ihm der Zeigefinger fehlte und der Mittelfinger nur noch halb da war, aber trotzdem schrak sie zusammen und fragte stotternd: „Wer hat das getan?"

„Einer, der mich ganz lieb hatte, mein Bruder. Er hieb sich einen Stock zurecht. Ich stand dabei, ich war erst zwei Jahre alt, und griff nach den Spänchen. Mein Bruder sah es nicht, das Beil sauste nieder, und da lagen die schönen Fingerchen."

„O Gott!"

„Ist nicht so schlimm. Aber das Schreiben ist mir schwer geworden, und ein Lehrer muß eine gute Handschrift haben, und ordentlich prügeln muß er auch können, nicht wahr, Lenchen?"

„Ich hab noch nie Prügel bekommen. Mir wird das Lernen ganz leicht."

„Ist mir auch grad nicht schwer geworden. Einmal wär ich beinah Rabbiner geworden."

„Rabbiner?" Und sie sah mit großen, erstaunten Augen zu ihm empor.

„Nur in der Schule und nur zum Spaß. Ich besuchte die Rektoratsschule. Ein alter würdiger Pastor war unser Lehrer. Eines Morgens, als er in die Schule kam, riefen ihm die andern Jungens zu: Herr Pastor, Westheimer will Rabbiner werden! Da machte er ein ernstes Gesicht und wandte sich zu mir: Meinst du, das ginge so

leicht? Ja, schrien die Jungens, er hat gesagt, predigen könne er schon so gut wie ein Pastor. Solch ein eingebildeter Judenjunge! rief der Pastor, da soll er es mal gleich probieren, schnell aufs Katheder. Du unverschämter Einfaltspinsel, dann wollen wir's mal hören. Ich zögerte noch, da schoben mich die andern jubelnd aufs Katheder. Einen Augenblick stand ich verlegen da, dann schrie ich Ruhe! Ruhe! Da wurden sie still, und ich fing an den Schirhamalaus zu sagen, erst auf hebräisch, dann auf deutsch.

Das ist ganz schön, sagte der Pfarrer lächelnd, aber das ist nur ein Psalm, das ist noch keine Predigt. Also weiter. Und da fing ich an: Mein geliebtes Publikum, die Welt ist dumm, aber mein geliebtes Publikum — weiter kam ich nicht, die Jugens lachten so unbändig, daß ich aufhörte und vom Katheder hinunterlief. Aber die erste Stunde war zu Ende, und ich hatte was gelernt."

„Was denn?"

„Bescheidenheit, mein Kind. An den Rabbiner habe ich in Wirklichkeit nie gedacht; aber auch vor dem Lehrer war mir bange."

„Bange?"

„Vor zweierlei. Ich bin als Schüler ein rechter Taugenichts gewesen, das hast du eben schon gehört, und ich fürchtete, die Kinder könnten mir auch mal die Stunden schwer machen."

„Ich glaub, wir hätten schon Respekt vor Ihnen."

„Und dann, ich kann nicht recht singen."

„Singen? Das ist doch das Leichteste auf der Welt. Ich kann alle Melodien und alle Niggins! Wenn ich einen Lechodaudi einmal höre, sing ich ihn gleich nach."

„Ja, Lenchen, wer es kann, der kann es. Und schön ist es, daß du es kannst."

Da kamen die Eltern hinzu, und die Unterhaltung brach ab. Lenchen dachte, sie sei doch ebenso schön gewesen wie die Geographiestunde, und Aron Westheimer wunderte sich mit leisem Bedauern, wie er dazu gekommen, diesem Kinde so viel von sich zu erzählen. Aber, wenn man es ansieht, dachte er, sich selber entschuldigend, muß man Vertrauen zu ihm haben, es ist wie einer dieser klaren, tiefen Bergseen, sie nehmen alles in sich auf.

Drei Tage später begab sich Färber Westheimer wieder auf die Wanderschaft. Sein Weg führte am Schulhause vorbei. Schon von weitem hörte er das Lärmen und Lachen der Kinder. Lenchen stand auf der Straße vor der Türe, umherspähend, als ob sie auf jemanden warte. Er wunderte sich, daß die Schule noch nicht angefangen habe, da erklärte sie ihm, sie finge heute überhaupt nicht an, der Lehrer habe zu ihrem Vater geschickt, er könne heut nicht unterrichten, er sei krank.

„Das wird eine Freude geben," sagte der Färber, „wenn du mit deiner Botschaft kommst."

Sie erwiderte erst nichts, sah einen Augenblick an ihm hinauf und hinab, als ob sie seinen Anzug prüfe, und dann sprudelte sie heraus: „Herr Westheimer, geben Sie uns eine Stunde!"

„Wohin denkst du, Kind! Ich bin doch kein Lehrer."

„Tun Sie's nur. Eine Geographiestunde, bitte, bitte!"

„Damit die Kinder mich auslachen!"

„Sie werden es ganz gewiß nicht. Sie werden sich freuen, ich weiß es ganz bestimmt. Sie tun es? Ja? Bitte, bitte! Ich will es ihnen schon ansagen!" Und damit sprang sie die Treppe hinauf.

Der junge Färbergeselle schwankte noch einen Augenblick, was zu tun. War es nun die Lust an einem kleinen

Abenteuer, die alte Freude an losen Streichen, oder war es das schmeichelnde Bitten der Kleinen — langsam folgte er ihr.

Die aber hatte inzwischen die Kinder in ihrer Weise vorbereitet, hatte ihnen erzählt, daß in dem Gast, der die Feiertage bei ihnen gewesen, ein heimlicher Lehrer stecke, der gleich eine Probestunde geben wolle. Wenn er nun frage, was sie in der ersten Stunde hätten, dann sollten sie sagen: Geographie. Geographie sei das Schwerste, da könne er sich mal die Zähne dran ausbeißen.

Und da trat er schon herein.

Die Kinder standen auf.

„Guten Morgen, Herr Lehrer!"

„Guten Morgen!" erwiderte er forsch, legte Felleisen und Stock auf einen Stuhl und trat schnellen Schritts auf den Katheder.

Dann sah er sich die Schar an. Etwa dreißig Kinder, Knaben und Mädchen, im Alter von sechs bis vierzehn Jahren. Und sah, wie einige Dutzend Augen ihn mit neugierigen Blicken musterten, und glaubte, in jedem Blick die Frage zu lesen: Das ein Lehrer? In solchem Anzug? Und mit Ränzel und Stock? Ein Lehrer?

Da ward er unsicher. Die Kinder standen und warteten, und er stand und wartete auch. Und er sann, womit beginnen? Und die Gedanken jagten rückwärts zu der eigenen Schulzeit, und da erinnerte er sich, mit welchen Worten die Lehrer jedesmal den Unterricht begonnen hatten. Und hastig kams heraus: „Wo sind wir zuletzt stehen geblieben?"

Die Kinder drehten die Köpfe, guckten einander erstaunt an, und ein Vorwitz sagte laut: „Auf derselben Stelle, auf der wir jetzt noch stehen."

Da lachten schon einige laut und unverschämt.

Hilflos blickte er umher, bis sein Auge auf Lenchen haften blieb. Die zeigte auf und fragte bescheiden: „Dürfen wir uns setzen?"

„Aber gewiß, natürlich, Kinder, setzt euch doch nur!" erlaubte er in gönnerhaftem Ton.

Gott sei Dank! Da saßen sie. Aber wie nun weiter?

Unwillkürlich drängte es sich ihm auf die Lippen: Geliebtes Publikum — aber er zwang es noch hinter die Zähne zurück, schloß den Mund messerscharf, kniff die Augen ein und zog die Stirn in finstere Falten. Hu, dachten die Kinder, der kann furchtbar strenge sein, und waren mäuschenstill.

Aber nur ein Weilchen. Da fing es schon an zu wispern und zu tuscheln, und die Füße machten sich hörbar.

Wieder zeigte Lenchen auf; aber ohne zu warten, bis er sie bemerkte, fragte sie: „Darf ich heute beten?"

„Jawohl, mein Kind, natürlich."

Da stand sie auf und sagte laut das Schulgebet, und die andern sprachen es leise mit.

Er nickte ihr mit dankbarem Blick zu. Inzwischen hatte er sich besinnen können und fragte nun mit energischer Stimme:

„Was habt ihr in der ersten Stunde?"

„Religion."

„Nein, Geographie."

„Nein, Religion!"

„Geographie!"

„Religion!"

„Geographie! Geographie!"

Und die Geographie hatte die Mehrheit.

„Also Geographie," entschied er bekräftigend.

„Und was habt ihr zuletzt durchgenommen?"

„Den Rhein."

„So so, den Rhein, den Rhein, so so. Was wißt ihr denn davon?"

Und der Erste schnurrte her: „Der Rhein entspringt auf dem St. Gotthard, fließt durch den Bodensee, hat bei Schaffhausen einen Wasserfall, macht ein Knie bei Basel und eins bei Mainz und mündet unweit Rotterdam in die Nordsee. Seine rechten Nebenflüsse heißen: Neckar, Main, Lahn, Sieg, Ruhr, Lippe; seine linken —"

„Genug. Das war brav. Hat auch schon einer von euch mal den Rhein gesehen?"

Kein Finger erhob sich.

„Dann will ich euch von ihm erzählen."

Und nun erzählte er zuerst von dem großen weißhaarigen St. Gotthard und von seinem kleinen Jungen, dem Rhein, der ihm lachend in hellen Sätzen davonspringt, erzählte, wie der Junge größer und größer wird, den Bodensee durchschwimmt und bei Lauffen sich mit tollem Brausen und Schäumen die Felsen hinunterstürzt, wie er dann immer gesetzter und ruhiger wird und willig Kähne und Boote und Schiffe mitnimmt. Und erzählte von allem, was er auf seinem Wege sieht und hört, von den Weinbergen und den Winzern, von den Wäldern und den Flößern, von den großen Städten und den alten Ritterburgen, von dem hartherzigen Bischof Hatto und von der schönen Lorelei, von den heitern, lustsprühenden Menschen, die zwischen den Hügeln werken und singen, und von den ernsten, schweigsamen Leuten, die die Ebene durchpflügen, bis er zuletzt selber langsam und breit wie ein alter, bedächtiger Holländer Schiffer dem Meere zuschleicht — und erzählte das alles wie einer, der nicht nur den Rhein auf- und abgewandert, nicht nur ihn zu Berg und Tal gefahren, der auch alles mit hellen Augen gesehen, mit warmem Herzen erlebt hat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Kinder hörten mäuschenstill zu, und als er geendet hatte, rang sich ein staunendes Ah! von ihren Lippen.

Da griff er schnell nach Ränzel und Wanderstab, rief: „Adjö, Kinder!" und eilte zur Tür hinaus, wie einer, der ein schweres Unrecht getan.

„Wir danken auch!" scholl es ihm auf der Treppe nach, und er meinte, Lenchens Stimme vor allen andern hell und heiß in dem Ruf gehört zu haben.

Noch drei Jahre lang dippelte Aron Westheimer als Kunde die Landstraßen auf und ab, kehrte in den Herbergen zur Heimat ein und fragte „mit Gunst" bei den Zunftmeistern nach Arbeit. War der Meister da, so nahm er sich vor, seßhaft zu werden, nahte aber der Frühling, dann hieß es:

Herr Meister, wir wollen rechnen,
Jetzt kommt die Wanderzeit;
Ihr habt uns diesen Winter
Gehudelt und geheit.

Und mit Felleisen und Wanderstecken, das Sträußel am Hute, den Lederbeutel gefüllt und das Herz voll Wanderlust, ging es zum Tor hinaus:

Durch Franken und Schwabenland,
Durch Schweizerland zugleich,
Tirol wie auch in Steiermark,
Ins Ungarland hinein.

Weil's uns da gefallen nicht,
Marschieren wir nach Böhmen,
Von Böhmen da nach Sachsenland,
Da sind die Jungfern schöne.

Was ich nicht erlerne, muß ich erwandern, dachte er. Und so wanderte er durch das Reich und freute sich an Wald und Wiese, an Strömen und Seen und besah sich

alle Merkwürdigkeiten in Stadt und Land. Bestaunte in Hamburg, wie es die Wandersitte gebot, den paukenschlagenden Esel und in Paderborn die drei Hasen im Domfenster, deren jeder zwei Ohren und die zusammen doch nur drei haben. Der Jungfern schöne sah er auch genug, war aber keine darunter, die ihm ans Herz rührte.

Im dritten Winter zog er sich ein Fußleiden zu, und der Fingerstumpf schmerzte mehr als je. Da nahm er sich vor, das Fechten zu lassen, zumal die Wittib, bei der er in Arbeit stand, ihn gut behandelte und ihm andeutete, sie wolle ihm Werkstelle und Kramladen ganz überlassen, wenn er nur eine kleine Anzahlung machen könne. Das hätte er nun schon gekonnt, ein kleines Erbe stand ihm noch zu, wenn nur der Frühling dieses Jahr nicht so verflucht früh gekommen wäre, die Bäume so merkwürdig reich geblüht und die Vögel so unerhört schön gesungen hätten. Da mußte er hinaus, mußte, wie treuherzig ihn auch die Alte zum Bleiben mahnte. „Es ist mir ja ganz einerlei, ob Jude oder Christ, aber mein Seliger hat die Färberei angefangen, und da möcht ich doch, daß sie weiterbestände." „Ich komme zum Herbst wieder," versprach er, „und dann wollen wir sehen."

Und vierzehn Tage nach der Aufsagefrist, an einem Sonntag, nahm er Abschied. Sie gab ihm den alten Wanderspruch mit auf den Weg, wie sie ihn oft von ihrem Manne gehört hatte: „Grüße mir Meister und Gesellen, so weit das Handwerk redlich ist. Ist es aber nicht redlich, so nimm Geld und Geldeswert und hilf's redlich machen. Ist's aber nicht redlich zu machen, so nimm dein Bündel auf den Nacken, und nimm deinen Degen an die Seiten, und laß Schelme und Diebe sitzen." Und aus eigenem gab sie noch hinzu: „Sieh weiter, als dein Weg läuft, der Groschen, den du nicht vertrinkst, ist doppelt verdient, geh mit andern zusammen, aber

halte dich allein, und die schönste Wanderung muß in einem Haus enden."

Dann, als er schon den Fuß gewandt: „Vergiß Oeldesheim nicht!"

„Zum Herbst komm' ich wieder!" rief er zurück.

Sie schüttelte den Kopf; aber als die Vögel in wärmere Länder zogen, war er wieder da.

Und Aron Westheimer wurde Besitzer der Färberei und des Kurzwarengeschäftes von Heinrich Meyer. Der alte Name blieb bestehen, nur ein „Nachfolger" wurde noch dahinter auf das grüne Firmenschild gemalt. Einen Gesellen hatte er sich gleich mitgebracht, einen lustigen, jungen Rheinländer, der tausend Schnurren erzählen und tausend Lieder pfeifen konnte. Natürlich stand er mit dem Meister auf du und du.

Anfangs schien alles vortrefflich zu gehen. Zwei arbeitskräftige, arbeitsfrohe junge Kerle, wenn es denen nicht glücken sollte! Und sie griffen mit festen Händen zu, eine ganze Woche lang. Da kam der Samstag. Das war er schon dem Andenken seiner Eltern, der Rücksicht auf die Glaubensgenossen in dem kleinen Städtchen schuldig, am Sabbath durfte er nicht arbeiten und auch nicht für sich arbeiten lassen. Und am Sonntag, da mußte Xaver, der Geselle, doch auch seinen Feiertag haben. Und:

Montag ist des Sonntags Bruder,
Dienstag liegen sie auch noch im Luder.

Nein, so arg trieben sie es nicht. Es war so schon eine starke Belastung für den kleinen Betrieb, zwei Ruhetage in der Woche. Doch was macht das, wenn man abends so viel länger arbeitet. — Eine Zeitlang ging das auch. Aber dann erklärte der Geselle, Feierabend sei Feierabend, und ging zur Herberge. Und der Meister ward verdrießlich, und, um seinen Aerger hinunterzuspülen,

ging er ins Wirtshaus. Erst aus Verdruß, dann aus Langeweile, zuletzt aus Gewohnheit.

Nach und nach bildete sich ein Kreis von Handwerkern, mittleren Beamten und kleinen Geschäftsleuten um ihn. Alle hatten den fröhlichen, gesprächigen und doch so bescheidenen jungen Mann gern und hörten mit Staunen und Andacht zu, wenn er von fremden Ländern und Völkern, von seinen Erlebnissen und Abenteuern erzählte. Von allem, was er als Jude erlebt und erlitten, was er in der Werkstelle wie in der Eßstube, auf der Landstraße wie in der Herberge an Hohn und Mißachtung zu erdulden gehabt, schwieg er. Es hätte den jüdischen Zuhörern wehtun und die andern verlegen machen können. — Hatte er eine Weile erzählt, dann trat das Kartenspiel in seine Rechte. Sechsundsechzig, Napoleon und Klawerjas. Eigentlich war er kein Freund davon, aber als guter Gesellschafter durfte er sich nicht ausschließen, durfte im eigentlichsten Sinne kein Spielverderber sein. Und die paar Groschen, die man schlimmsten Falles dabei verlor, was machten die denn aus! Eine einzige Schürze verkauft, und es war wieder eingebracht.

Das Ladengeschäft, so wenig er auch davon verstand, behagte ihm besonders. Mit den Leuten zu scherzen und zu plaudern, sich die Stadtneuigkeiten berichten zu lassen, das war so ganz nach seinem Sinn. Auf die Färberei würde der Xaver schon achten. Aber der Xaver achtete nicht darauf, und der Winter war noch nicht zu Ende, als er schon den Wanderstecken ergriff. Ein neuer Geselle kam und ging, und wieder ein anderer und noch einer. Es war nur noch ein Gehen und Kommen, ein Kommen und Gehen. Merkwürdig, daß sie alle es nur so kurze Zeit bei ihm aushielten. Er behandelte sie doch gut. Sollte es doch vielleicht nur der jüdische Meister sein, der ihnen nicht zusagte?

Im dritten Winter gab er den Gesellen ganz auf und nahm statt seiner eine ältere, sprechgewandte Magd, die im Laden helfen konnte, damit er selber sich mehr der Färberei widmen konnte. Das schien zu glücken. Die Ware ging besser ab, denn je zuvor. Wenn er nur mehr Kapital gehabt hätte! Da er immer auf Kredit nahm, mußte er um so teurer zahlen. Und das alte Sprichwort: „Borgen macht Sorgen," fing an, auch bei ihm zum Wahrwort zu werden. Wie ganz anders die Sprichwörter doch aussehen, wenn sie erst Blut aus unserem Leben getrunken.

Den Wirtshausfreunden konnte natürlich die häufige Mißstimmung des sonst so lustigen Gefährten nicht verborgen bleiben. Und eines Abends gesellte sich einer von ihnen, der Manufakturist Waldbaum, auf dem Heimweg zu ihm und fragte, was ihm denn eigentlich in die Quere gekommen. Er sei gar nicht mehr der Alte, oder vielmehr er sei nicht mehr der junge, der fröhliche, lebenslustige Aron Westheimer. Ob ihn Sorgen drückten oder sonst etwas? Nein? Dann wisse er, was ihm fehle. Die Frau fehle ihm. Er müsse heiraten, bald. Er sei noch zu jung? Ach was, jung gefreit, hat niemals gereut. Er wisse schon die rechte für ihn, eine Verwandte, ein sehr ansehnliches, kluges Mädchen, aus guter Familie, geschäftskundig und auch vermögend. Sie sei nicht mehr ganz jung; aber das gliche sich dann ja fein aus mit seinen eigenen Jahren. Beider Alter zusammen, durch zwei dividiert, das gäbe den rechten Durchschnitt. Und eine frische Kraft im Geschäft und neues Kapital — ob er sie sich nicht mal beschauen wollte? Warten? Worauf? Bis er die Rechte träfe? Warum dem Zufall überlassen, was ein guter Freund viel besser verstände. Die Juden, die so zerstreut wohnten und sich nicht umsehen könnten unter den Töchtern des Landes, seien auf solche Freund-

schaftsdienste angewiesen. Habe doch auch Abraham seinen Diener Elieser auf die Suche geschickt. Ansehen könne er sie sich doch mal, ansehen koste nichts. Nun? Nein? Er wolle aus Liebe heiraten? Natürlich, solle er auch. Aber die Liebe vor der Ehe sei gar nicht so wichtig, die Hauptsache sei die Liebe in der Ehe. Und bei ordentlichen Menschen käme die von selber, zumal wenn erst Kinder da wären. Kinder, das sei ein Glück, ein wahrer Himmelssegen. — Und dann erzählte er von seinen Kindern und von seiner Frau und seinem Glück, ließ auch leise mit einfließen, welch ein Vorteil es für einen jungen Mann wäre, mit solchem Hause und solchem Geschäft wie das seinige sei, verbunden zu sein.

Der Schwall der Worte und Gründe ergoß sich über Aron Westheimer in einer Fülle, daß er ganz durchweicht davon wurde und zuletzt widerstandslos einwilligte, den übernächsten Sonntag mit ihm auf Brautschau zu gehen, für morgen sei es zu spät.

Als er halbverwirrt, halb verdrießlich über seine Zusage nach Hause kam, wollte er sich noch an einem Buche aufrichten, steckte sich die lange Pfeife an und griff nach seinem Schiller. Umsonst. Der Kopf wollte nicht mit. Er riß das Fenster auf und blickte in die dunkle Frühlingsnacht. Noch sproßte kaum das erste Grün an den Büschen, aber ein wundersamer Duft stieg von der Erde zu ihm empor und ließ sein Herz in leiser Erregung zittern. „Jetzt wandern können", hauchte er, „wandern!" Und unwillkürlich war er wieder auf der Wanderschaft, stromauf und stromab, über Hügel und Höhen, und Bild auf Bild stieg vor ihm auf. Und auf einmal — wie kam es nur? — stand er mitten in dem kleinen westfälischen Städtchen, und eine Kinderstimmer schlug an sein Ohr: „Heut ist doch Rauschaschonoh!" Und da saß er mitten in einem traulichen jüdischen Hause.

Daß er nie wieder dahingegangen! Er hatte es sich oft genug vorgenommen. Aber was alles hatte er sich nicht schon vorgenommen und ließ sich doch treiben, wie es kam. Bettler und Wanderer machen keine Umwege, hatte er sich mit der alten Redensart getröstet, und war frischen Schrittes doch manchen Umweg gegangen. Auf Brautschau gehen — es widerstrebte seiner innersten Natur; aber er fühlte, er werde doch den Weg gehen, werde vielleicht sogar, nein, das werde er nicht. Nie und nimmer werde er das. Am besten, er zöge seine Zusage gleich zurück. Oder frage jemanden um Rat. Aber wen denn? Den Rektor Hast vom Stammtisch, der immer so freundlich zu ihm war, weil er, wie er scherzend sagte, für seine Geographiestunde so viel von ihm lernen könnte? Nein, er schämte sich vor ihm. Konnte er zu ihm über seine geschäftlichen Sorgen, über Heiratsabsichten sprechen? Wenn er nur jemanden wüßte, einen, der so wäre wie der Vater des kleinen Mädchens — hieß sie nicht Lenchen? Zu dem könnte er Vertrauen haben. Wie stand der so ehrwürdig, so gütig vor seiner Seele. Zu ihm hinfahren? Ihm seine Not klagen? Unsinn, dem fremden Mann.

Hin und her gingen seine Gedanken, und als er sich zermürbt auf sein Lager warf, spannen sie sich im Traum weiter. Und er stand an der Alme und murmelte: Meine Sünden sollen fortfließen, sollen fortschießen. Und aus der Tiefe des Wassers stieg eine Gestalt empor, überlang, blutlos, in sich zusammengesunken, wie ein Leib ohne Knochen. Kennst du mich? Ich bin deine größte Sünde. Aber im selben Augenblick faßte ein kleines Mädchen die schlaff herabhängende Hand des Langen: Komm nur, ich weiß den Weg, und da zog er sich zusammen, ward fest und sehnig, und da war er es selber, den sie anfaßte und zum Katheder führte: Bitte, geben

Sie uns eine Geographiestunde. Da lachten alle Kinder in der Herberge halblaut auf, und eines stimmte an: Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben! Er wollte mitsingen, riß den Mund auf und wurde wach. — Ein heller Sonntagmorgen blickte durch das Fenster.

Da hielt's ihn nicht mehr länger. Was Geschäft, was Färberei! Hinaus! Hinaus! Und er schritt, nein, lief durch das Städtchen auf die Landstraße, in die Felder. Wie die Lerchen jubilierten! Mir nach, mir nach, in den Himmel hinein! Ja, wer fliegen, wer nur singen könnte! Da kam ihm schon ein Frühlingslied aus der Kehle, falsch, falsch, daß die kleinen Halme sich kichernd bogen. Aber er sang es trotzdem unbekümmert zu Ende. Und er lugte nach den ersten Blättchen an den Büschen, nach den ersten Blümchen im Grase aus. Da ein Marienblümchen und da, wirklich, ein Veilchen! Der Frühling ist jetzt noch wie ein kleines Kind, dachte er. Man hört jeden Laut, sieht jedes Lächeln, jedes Augenzwinkern, wie es die Händchen bewegt und mit den Füßchen strampelt. Später kann es so viel, daß man es gar nicht mehr fassen kann.

Und von den Feldern schritt er in den Wald. Noch sah der Himmel tief hinein, noch konnte sich die Sonne an jeden Stamm legen. Alles sah noch winterlich aus. Und doch, da war ein Etwas, das ihn erquickend, beseligend in Sinn und Seele zog. War es die Luft? War es der Duft? Die feuchte Wärme? Die wunderlich laute Stille? Langsam, bedächtig schritt er von Baum zu Baum, und er meinte, gleich müsse eine Orgel anstimmen. —

Die Messe war schon aus und sein Laden geöffnet, als er heimkehrte. Er trat gleich hinein. Die Magd war geschäftig am Bedienen. Da schlug eine helle und doch

weiche Stimme an sein Ohr. Wo hatte er die schon gehört? Wo doch?

„Kann ich den Herrn nicht selber sprechen?"

„Nein, nein, es geht nicht in so kurzer Zeit. Wir haben zu viel zu tun."

„Was geht nicht?" fragte er hinzutretend.

„Das Jackett soll gefärbt werden, in einer Woche."

„Bitte, wenn es eben geht, Herr Westheimer, bitte."

Wieder die Stimme. Und ein kleines, zierliches Persönchen wandte sich ihm zu, und ein Paar großer, leuchtender Augen sahen ihn halb neugierig, halb scheu und schelmisch an.

Er betrachtete sie betroffen.

„Sie kennen mich?"

„Vielleicht."

„Woher? Wieso, mein Fräulein? Ich weiß wirklich nicht."

„Ich glaube, wir sahen uns einmal — in einer Geographiestunde." —

„Lenchen! Fräulein Lenchen!"

„Bin ich, Herr Westheimer. Und nun helfen Sie mir, daß ich das Jackett schnell wiederbekomme. Ich hab nur am nächsten Sonntag Zeit, es abzuholen. Ich bin nicht immer Herr über mich."

„Sind Sie verlobt?" schnellte er hinaus.

Er erschrak über seine tapsige Frage, und sie blickte verlegen zu Boden.

Aber trotzdem rang es sich aus ihm heraus: „Oder wollen Sie sich vielleicht verloben?"

Da blickte sie errötend zu ihm empor und sagte mit schelmischem Lächeln: „Vielleicht," setzte aber dann sofort scharf abschneidend hinzu: „Jetzt muß ich aber gehen."

Er begleitete sie zur Türe, fragte noch nach Eltern und Geschwistern und erfuhr, daß der Bruder im Dorf

Berghausen, das nur wenige Stunden entfernt lag, Lehrer sei, und sie ihm den Haushalt führe.

Seltsam, das war ja dasselbe Dorf, wohin er auf Brautschau gehen sollte. Nächsten Sonntag schon.

„Daß Sie das schon können, einen Haushalt führen!" sagte er bewundernd.

Sie lachte: „Ein großes Kunststück! So jung bin ich doch nicht mehr. Adjö, Herr Westheimer!"

Er reichte ihr die Hand, in der er noch die losen Blümchen hielt. Sie fielen zur Erde, und sie bückte sich schnell danach.

„O, schon Veilchen, Veilchen!"

„Behalten Sie sie, wenn Sie wollen."

„Danke, gern!"

Da stand sie schon draußen.

„Vergessen Sie nicht," rief er ihr noch zu, „heut in acht Tagen ist alles fertig. Aber bitte, kommen Sie gegen Ende der Geschäftsstunden. Sie müssen mir noch mehr von Ihren Eltern erzählen."

Da war sie schon um die Ecke gegangen. Aber er sah noch lange die Straße hinunter, als ob er sie dahinschreiten sähe in ihrem leichten, anmutigen Gang weiter und weiter, bis er sich zuletzt die Augen rieb und nur leise aufseufzte: „Fort!"

Das war eine lange Woche für Aron Westheimer, und weder Arbeit, noch Wirtshausbesuch, noch Bücher schienen sie kürzen zu können. Gleich am ersten Werktag hatte er das Jackett hergenommen. Es sah noch so sauber und fein aus, und er wunderte sich, weshalb es ein anderes Gesicht haben sollte. Bevor er es in die Färberflotte tauchte, strich er liebkosend über es hin und her, und er hatte dabei ein Gefühl, wie er es noch nie empfunden. Er hätte mit dem Ding da in seiner Hand Zwiesprache halten und hätte es nach hunderterlei fragen können. Er

murmelte auch allerlei vor sich hin und wußte doch nicht was und wie. Es steckte wohl ein geheimer Zauber in dem Zeug, etwas, was ihm den klaren Sinn nahm und ihn wie starker Wein berauschte. Als er es dann gewrungen und getrocknet hatte, und es nun im tiefen Indigo vor ihm lag, war es ihm fremd geworden, und der Zauber war gewichen. Aber er rührte kein anderes Stück mehr an. Seine Hände sollten auch einmal wieder ihre natürliche Farbe bekommen.

Und die Woche ging zu Ende, und der Sonntag war da. Ein Frühlingssonntag.

Seine Brautfahrt hatte er aufgegeben. Er erwarte Besuch von einer Verwandten, er könne unmöglich mitgehen. Später vielleicht.

Und der Besuch kam auch, kam zu der erwarteten Stunde. Er schloß den Laden und bat die neue Kundin, sie auf ihrem Heimwege begleiten zu dürfen. Sie erwiderte nichts, und er nahm es als Gewährung. Solange sie durch das Städtchen schritten, plauderten sie lebhaft, sobald sie aber ins Freie kamen, schritten sie lautlos die Landstraße entlang, an Feldern und Wiesen, an Bäumen und Büschen vorüber. Aber in ihnen und um sie war es laut. Da flüsterte und fragte es, da sang und sprang es, und tausend Stimmen drängten sich hervor. Weiter, nur weiter, wachsen, werden! Und die warme Sonne legte sich um alles, um die beiden Wanderer auf dem Wege, um jeden Grashalm im Graben, um die Lerchen in der Luft, und alle Wesen und Dinge leuchteten wie von einer inneren Glut, und alle waren eins geworden, gehörten zusammen wie Kinder einer Mutter.

Ein Wagen begegnete ihnen mit jungen Burschen und Mädchen. Sie waren offenbar in fröhlichster Stimmung, aber wie denn der Deutsche, wenn er recht heiter ist, am liebsten traurige Lieder singt, als fühle er jederzeit die

Vergänglichkeit alles Irdischen, scholl es ihnen plötzlich entgegen:

Morgen muß ich fort von hier
Und muß Abschied nehmen —

Da war der Bann gebrochen.

„Wie oft hab ich das schöne Lied gehört, Fräulein Schönfeld," sagte er, „gehört und auch mitgebrummt, singen kann ich leider nicht."

„Das weiß ich. Das haben Sie mir schon einmal gesagt."

„Ich?"

„Auf dem Weg zum Almenbach, damals beim Taschlichmachen."

„Und das haben Sie so lange behalten?"

„Ich habe immer ein gutes Gedächtnis gehabt."

Dann schwiegen sie wieder.

Nach einer Weile fragte er: „Was hat man eigentlich in der Gemeinde über mich und meinen dummen Streich gesagt?"

„Die Alten meinten, Sie wären ein gefährlicher Mensch."

„Du lieber Gott, ich und gefährlich! Und Ihr Vater?"

„Der sagte, Sie wären nur abenteuerlustig wie alle Handwerksburschen."

Und die Kinder?"

„Die blieben dabei, Sie wären doch ein geheimer Lehrer."

„Sie selber aber, Fräulein Schönfeld?"

„Ich hab manchmal gedacht, wenn es gar zu langweilig in der Schule war, so eine Geographiestunde möchte ich mal wieder haben. Warum sind Sie nie wieder zu uns gekommen?"

„Weil ich mich geschämt habe."

Sie waren in einen Seitenweg eingebogen, der durch einen Busch neben der Landstraße herlief. Die silberstämmigen Birken schimmerten schon grünlich hell, ein Star schmetterte seinen Frühlingsgruß von einer kahlen Eiche, und mitten aus dem welken, rotbraunen Buchenlaub am Boden lugten die ersten Anemonen.

Da blieb er stehen, als ob er dem Lied des Vogels lausche, aber er suchte nach einem Wort.

„Seltsam, daß wir uns nach so langer Zeit wieder getroffen haben," sagte er endlich.

Sie lächelte.

„Gar nicht so seltsam, wie Sie meinen."

Er hörte es nicht.

Seine Seele ging auf fernen Wegen und spürte nach einem Pfad, der von dort nach hier führte.

Umsonst.

Da kam sie ihm entgegen.

„Ich glaubte gar nicht, Sie heut zu treffen, Herr Westheimer."

„Warum nicht?"

„Weil man Sie bei uns im Dorf erwartet."

Er erschrak. Sollte sie vielleicht — —

„Man erzählt, Sie wollten sich verloben."

Da fühlte er wieder den Boden unter den Füßen, fühlte die alte lustige Handwerksburschenlaune sich regen und sagte in hellem Uebermut: „Will ich auch, will ich auch!" Aber dann gleich in ernsterem Tone: „Sehen Sie, Fräulein Schönfeld, ich bin viel gewandert, hab viel Schönes und Herrliches gesehen, und nun bin ich seßhaft geworden; aber ich bin noch immer ein armer Reisender, der die Herberge zur Heimat sucht. Einen Kameraden möcht ich haben, einen Wandergenossen, der mit mir zöge bergauf und bergab, durch Dorn und Dickicht, durch Nebel und Sonnenschein, ach, es wandert sich so gut zu

zweien! Fräulein Lenchen, wenn Sie noch frei sind," und er ergriff ihre Hand, „das sollte eine Wanderschaft werden — eine Geographiestunde — eine Stunde" —. Und er umschlang sie und zog sie an seine Brust, „Lenchen, eine Stunde" —

Und sie flüsterte „ohne Ende!"

Und dann, nachdem er sie halbtot geküßt, stammelte sie atemlos:

„Du bist doch ein gefährlicher Mensch!"

Das Glück war eingezogen in dem kleinen Färberhaus, das Glück und die Sorge. Ein großes Glück und eine große Sorge. Jedes Jahr, wenn die Bäume blühten, hatte Frau Lenchen ein Kind an der Brust, und jedes war besonders schön und war besonders klug; aber jedes vermehrte auch den Druck, der auf ihnen lag. Vater und Brüder hätten vielleicht helfen können; aber sie war zu stolz auf ihren Mann, als daß sie darum gebeten hätte. War er doch fleißig von früh bis spät und sah das Wirtshaus nur, wenn sie ihn hintrieb. In den ersten Monaten ihrer Ehe hatte sie versucht, auch selber im Geschäft zu helfen, und ihre freundliche, muntere Art sprach alle Leute an. Aber Kathrine, die Magd, erklärte, jeder müsse seine eigene Ordnung halten, die Frau im Hause, sie im Laden, man könne nicht zweien Herren dienen, aber zwei Herren könnten auch nicht über ein Land regieren. Wenn ihr das nicht passe, wolle sie lieber gleich gehen. Da wich sie, und als nun noch die Kinder kamen, da machte sie gar keinen Versuch mehr, ihr Recht auf den Laden zu wahren.

Aber da geschah es, daß ihr Mann nach einer schweren Erkältung an Lungenentzündung erkrankte. Sie pflegte ihn ganz allein, und als die Gefahr vorüber war, da war's, als ob in den trüben Wochen ihre Kraft sich verdoppelt habe. Ohne eine fremde Hilfe betreute sie die

vier kleinen Kinder, sah nach der Färberei, in der wieder ein Geselle arbeitete, war stundenlang im Laden tätig und saß spät abends noch über den Geschäftsbüchern. Und immer heiter dabei, ein Scherzwort auf den Lippen, einen Liebesblick in den Augen. Eine rechte Frau ist wie ein Bach in der Ebene, dachte ihr Mann, immer in Bewegung und doch gleichmäßig ruhig. Er treibt die Räder der Mühle, tränkt die Wiesen und spiegelt den Himmel wider.

Aber eines Abends finsterte sich doch ihre Stirn. Sie rechnete und rechnete, doch Einkauf und Verkauf der Waren wollte nicht stimmen. Am folgenden Tage fing sie an, halbverkaufte Stücke Zeug auszumessen, und abends rechnete sie wieder. Sie wollte es noch nicht glauben, aber am dritten Tage stand es bei ihr fest: Kathrine, die fleißige, treue, war untreu gewesen, hatte sie bestohlen, es konnte nicht anders sein. Nun verdoppelte sie ihre Wachsamkeit und bald sah sie, was sie nicht sehen sollte. Sie rief Kathrine in ihre Kammer und sagte ihr auf den Kopf zu, daß sie eine Diebin sei. Das Mädchen fuhr zunächst empört auf, das sei nun der Lohn für ihre Guttat, darum habe sie so lange treu in dem dürftigen Haushalt ausgehalten, aber so machten es die Herrschaften immer, und sie ließe sich das nicht gefallen. Dann, als die Frau fest blieb, fing sie bitterlich an zu weinen und beteuerte ihre Unschuld, doch zuletzt, als es hieß: „Koffer aufschließen oder Polizei!" gestand sie alles und gab heraus, was sie noch an Diebesgut versteckt hatte.

„Ich mag nicht vor Gericht gehen," sagte Frau Lenchen und ließ die Magd unbehelligt laufen.

Erst als der Mann wieder genesen war, erfuhr er den ganzen Hergang; bis dahin hatte er geglaubt, die Arbeit sei der Kathrine zu viel geworden. Statt ihrer wurde ein junges Mädchen für die Kinder genommen,

und Frau Lenchen war nun allein im Laden tätig. So war ein Schaden gefunden und ausgebessert; aber das Faß war an allen Seiten leck. Die Schulden hatten sich gehäuft, die Zinsen waren kaum zu erschwingen, und die Gläubiger mahnten. Es war eine schwere Zeit. Der sonst so frohgemute, zuversichtliche Westheimer ließ den Kopf hängen und erging sich in Selbstanklagen. Er habe nicht recht aufgepaßt, habe zu viel im Wirtshaus gesessen, er eigne sich überhaupt nicht zum Geschäftsmann, auch zum Handwerksmeister sei er verdorben, das habe er schon lange gefühlt, er sei überhaupt für nichts gut, als Frau und Kinder ins Unglück zu stürzen.

Frau Lenchen war in all der Zeit heiter und guter Dinge gewesen. Nie war eine Klage, ein Vorwurf laut geworden. Aber jetzt fuhr sie auf. Was sei das für ein erbärmliches Gewäsch, sei das eines Mannes würdig? Er solle doch mal in die Kinderstube gehen und sich angucken, was er angerichtet. Ob das da nach Unglück aussähe? Oder ob sie selber wie ein Häufchen Elend anzusehen sei? Das wäre ein wirkliches Unglück, wenn er jetzt den Kopf verlöre. Nun heiße es nicht rückwärts sehen, nun müsse man sinnen, wie man vorwärts käme, und wenn es auf dem alten Wege nicht ginge, einen neuen suchen. Was habe er denn verschuldet? Gegen Untreue und Mißgeschick könne niemand, er sei fleißig und sparsam gewesen wie nur einer! „Un wenn einer deut, wat he kann, dann kann he nich mehr dauen, as he deut." — Seit kurzem war Reuter zu den vielen Lieblingen, die sie hatte, hinzugekommen, ja, war ihr Oberliebling geworden, und sie pflegte ihn gern zu zitieren.

Einen neuen Weg suchen — das ging dem Mann nicht mehr aus dem Sinn. Wenn er Färberei und Geschäft verkaufte, konnten die Schulden gedeckt werden. Aber was dann? Er rannte immer vor verschlossene

Türen. Eine zwar schien nur angelehnt zu sein, aber er wagte noch nicht, sie aufzumachen.

„Geh mal ins Wirtshaus," mahnte die Frau, die seinen heißen inneren Kampf mitfühlte, „sprich mal mit deinen Freunden und sei wieder fröhlich. Eine fröhliche Stunde bringt den Menschen weiter als ein ganzer Tag Kopfhängerei."

Als er spät abends wieder heimkam, sah Frau Lenchen gleich, daß die Schatten von seiner Stirn gewichen, und in den Augen der alte, helle Glanz leuchtete. Sie sagte und fragte aber nichts.

Er setzte sich zu ihr und sah mit Wohlgefallen, wie die fleißigen Hände an einem Kinderstrümpfchen strickten.

„Du mußt immer tätig sein, immer unermüdlich schaffen, gönn dir doch mal eine Stunde Ruhe."

„Dies ist ja Ruhe, lieber Junge, ich hab sogar eine ganze Stunde dabei gelesen."

„Reuter natürlich."

„Natürlich, Reuter."

Dann schwiegen sie wieder beide.

Nach einer Weile seufzte er: „Ach, wenn ich nur singen könnte!"

Da warf sie das Strickzeug weg, legte ihm beide Hände auf die Schulter und guckte ihm tief in die Augen.

„Du kannst ja singen, Schatz."

„Lach mich nicht aus!"

„Nein, es ist mein heiliger Ernst. Weißt du noch, als wir uns verlobt hatten? Du wolltest in derselben Stunde mit zu meinem Bruder gehen und den folgenden Sonntag gleich zu den Eltern fahren. Ich aber wollte es nicht. Ein Garten, der für alle offen liegt, ist nicht mehr ganz mein Garten. Ein bißchen Heimlichkeit muß dabei sein. Beim Glück auch. Und da hielten wir es den ganzen Sommer verschwiegen. Aber jeden Sonntag nachmittag —

„Zuweilen auch am Sabbath", fiel er ein.

„Jeden Sonntag nachmittag," fuhr sie unbeirrt fort, „trafen wir uns in unserem Wäldchen. Es war unser, denn so wie uns gehörte es keinem mehr auf der Welt. Und einmal — weißt du noch? Da kam ich dir singend entgegen. Was singst du da? fragtest du. Einen neuen Lechodaudi. Paßt das Lied nicht wunderschön für uns? Lecho daudi likras kalloh. Wie hattest du es doch übersetzt?

Komm, Geliebter, der Braut entgegen,
Froh zu empfangen des Sabbaths Segen."

„Ja, Lenchen," und er legte den Arm um ihren Nacken, „und du sahst damals wirklich aus, wie der lichtige Sabbath selber."

„Damals nur?"

„Immer. Aber damals ganz besonders. Und ich wollte auch gleich meinen Segen haben. Du aber warst widerspenstig und lachtest: erst müßte ich den Lechodaudi singen können. Und sangest mir vor, und ich mußte nachsingen, und sangest und lachtest und sangest immer wieder, und zuletzt konnt ich ihn wirklich und kriegte richtig meinen Segen. Weißt du so" —

Sie entwand sich ihm.

„So alte Leute! Wenn die Kinder es hörten!"

„Und wenn schon! Heute bettle ich aber nicht mehr. Heute will ich mein Recht."

„Und ich sag gerade wie damals — erst singe mir den Lechodaudi."

„Wenn die Kinder das hörten!"

„Und wenn schon!"

Da sang er hell und rein.

Und da flog sie ihm an den Hals. „Da hast du deinen Segen!" und küßte ihn, wie sie nur in jungen Tagen geküßt hatte.

„Bist du nun zufrieden? So, dann setz dich hin, ganz brav und artig, und sag mal deinen Satz zu Ende: Ach, wenn ich singen könnte — was dann?"

„Dann würd ich Lehrer werden. Ich habe mit Rektor Hast darüber gesprochen. Er will mir helfen und meint, in einem halben Jahr könnt ich ins Examen gehen."

Sie bebte vor innerer Freude, aber sie ließ es sich nicht merken. Sie hatte seinen Entschluß kommen sehen, langsam, schon lange, lange, ja, sie hatte ihn gewünscht, erwartet, so lange sie ihn kannte; aber sie wollte ihn nicht aus ihm herauslocken, es sollte sein Entschluß bleiben.

„Lehrer werden, Westheimer," sagte sie bedächtig. „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus. Lehrer werden ist noch ganz was anderes als Färber werden oder Kaufmann. Zum Lehrer muß man geboren sein wie zum Dichter oder Maler. Der Lehrer ist ein Künstler, und er hat es mit dem kostbarsten Stoff der Welt zu tun, mit unseren Kindern. Was er verfehlt, kann ein Unglück für die Welt sein. Hast du das schon bedacht, Westheimer?"

„Du selber hast mich ja darauf gebracht, Lenchen, damals bei der Geographiestunde in Lüde schon, du Spitzbübin!"

„Ja, damals war ich noch ein Kind. Aber wenn man selber Kinder hat, sieht alles anders aus. Man schaut tiefer in die Herzen und weiter in die Welt. Und auf all unserem Reden und Tun lastet eine schwere Verantwortung. Weißt du, wie es in den Sprüchen der Väter heißt? Ihr Weisen, seid vorsichtig mit euren Worten, daß eure Schüler sich nicht den Tod daraus trinken. Oder so ungefähr. Das gilt für die Lehrer und auch für die Eltern."

„Wenn man schon die Weisen so warnt, ich bin kein Weiser, dann laß ich es lieber ganz sein."

„Und dann?"

„Es wird sich schon was finden."

„Es wird sich. Das sagst du immer. Schämst du dich nicht vor unserem Hermann? Der sagt mit seinen sieben Jahren: Ich will! Dir ist bange vor jedem Wechsel, ja, vor dem bloßen Gedanken eines Wechsels. Aber das Glück fällt einem nicht in den Schoß. Man muß selber Hand und Bein regen. Und nun will ich dir ein Geständnis machen. Glaubst du etwa, du alter Faselhans, du seist von selber zu einer so ordentlichen Frau gekommen, wie du sie hast? Du warst ja schon auf dem besten Wege, dir eine alte, reiche Schachtel aufzuhalsen. Meinst du denn, es sei Zufall gewesen, daß ich an jenem Sonntag nach Oldesheim zu dir ins Geschäft kam? Es sei Zufall gewesen, daß mein Jackett, das noch ganz schön weiß war, auf einmal blau gefärbt werden mußte? Sehen wollt ich dich nur, und wenn du etwa dem Bilde glichest, das sich das dumme Göhr seit der berühmten Geographiestunde von dir gemacht hatte, dann wollte ich — guck mich nicht so dumm an und mach mich nicht ganz verbast — was weiß ich, was ich wollte. Aber mein Verdienst ist es und nicht deins, daß Lenchen Schönfeld deine Frau geworden ist. Und nun tu, was du willst."

Sie drehte sich um, als wolle sie fortgehen.

Er schwieg einen Augenblick und hielt sich mit der Rechten beide Augen zu, als könne er so um so klarer in sich hineinschauen. Und dann sagte er fest und bestimmt: „Ich werde Lehrer!"

Doch schon im nächsten Augenblick hinkte es zagend hinterher: „Aber" —

Sie wandte sich ihm wieder zu: „Nun, aber?"

„Mir ist so bange vor dem Vorbeten, vor dem Singen. Lehrer sein, schön, aber Kantor —."

„Wenn's weiter nichts ist, das wird schon gehen. Den Lechodaudi hast du damals in unserer Brautzeit in einem Nachmittag gelernt, und wenn wir nun fleißig üben,

abends und morgens, vor und nach dem Schlafen, wie es die Vögel machen, dann wird wohl eine Melodie in jeder Woche sitzen — das sind nach Adam Riese zweiundfünfzig im Jahr. Und morgen fangen wir an."

„Warum nicht heute, nicht gleich? Ich hör dich so gern singen."

„Weil man solch wichtigen Vorsatz noch bedenken und beschlafen muß. Erst wägs, dann wags!"

Nun kam eine schwere Zeit für Aron Westheimer. Er mußte die Färberei und den Laden in Gang halten und sich zugleich für das Examen vorbereiten. Wenn das Welkende dem Werdenden im Wege steht, geht es nur langsam vorwärts. Aber es ging vorwärts. Rektor Hast half mit Büchern und Anweisungen, und Frau Lenchen las und lernte und wiederholte mit ihrem Mann und fand noch Zeit zu den musikalischen Übungen. Wenn er zuweilen verzagen wollte, zeigte sie ihm so viel Vertrauen in seine Kraft und sein Können, daß er mit frohem Mut an sich glaubte und mit verdoppeltem Eifer ans Werk ging. Sie hatte eine Art, die Dinge in ein Licht zu rücken, daß immer eine Helle von ihnen ausging und die Schatten verschwanden. Und wenn er zur Übung in Rektor Hasts Schule eine Stunde gegeben hatte, kam er immer besonders fröhlich nach Hause. Dann stand sie wartend am Fenster, und ihre Augen leuchteten seinem Weg.

„Wie gings, Schatz?"

„Gut gings."

Und einmal setzte er hinzu, zögernd, als schäme er sich, es zu sagen: „Rektor Hast meinte heute, er war die ganze Stunde bei mir, ich sei zum Lehrer geboren."

Sie sah ihn lächelnd an. „Hat er allein das gemeint?" —

So kam das Examen heran, endlich, endlich, und ach, schon da. Und er reiste nach der Provinzialhauptstadt.

Ein heikles Ding — jedes Examen und für jedermann. Selbst dem Tüchtigsten stellen sich die kleinen krummen Schelme, die Fragezeichen, vor die Seele und werden immer größer und grinsen:

Weißt du auch das? Und das? Wenn nun vielleicht? Ach, es gibt so vieles, was man nicht weiß. Ist man noch jung, so jagt man die Flaumacher leicht zurück. Aber Aron Westheimer war weder jung noch tüchtig. Und hinter seinen Fragezeichen stand auch noch die Sorge um Frau und Kinder, stand Frau Lenchen selber in banger Erwartung. Wenn es nicht glückte, mußte er sich sein Lebelang vor ihr schämen. Aber es glückte. Er versagte zwar in einigen Fächern, aber die Herren Examinatoren hatten seinen Lebenslauf gelesen, und sein bescheidenes und doch so festes Wesen hatte sie für ihn eingenommen. Allen voran glänzte er in Geographie und in Kopfrechnen, und in der Probelektion hatte er ein glückliches Los gezogen. Ein Quentchen Glück wiegt auch im Examen ein Pfund Verstand auf. Er sollte in der Oberklasse das Gedicht „Heimkehr" von Vogl „behandeln", wie der Fachausdruck lautet.

Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
Kehrt wieder heim aus fremdem Land.

Aber er behandelte es nicht und nahm es nicht durch. Er erlebte das Gedicht und ließ es die Kinder miterleben. Atemlos hörten sie zu, als er ihnen einleitend von der Wanderschaft des Handwerksburschen erzählte, von seinem Drang in die Fremde, von seiner Sehnsucht nach der Heimat, und als er ihnen dann das Gedicht vorgelesen, schlicht und innig, da klopfte ihm der Schulrat auf die Schulter: „Das genügt." Bedeutete das nun etwas Gutes oder Böses?

Mit klopfendem Herzen suchte er den hohen Herrn nach der Prüfung im Gasthof auf, und als er dann nach einigen Zwars und Wenns und Inbetrachts hörte, daß er durchgekommen, wie gerne wäre er da von dannen gestürzt. Aber der Schulrat, ein Geistlicher, gab ihm erst noch einige Lehren mit auf den Weg.

„Wenn Sie nun im Amte sind, vergessen Sie mir nicht die biblische Geschichte! Ich fand oft, daß sie in jüdischen Schulen nicht genug gepflegt wird. Sie brauchen sich doch Ihrer Vorfahren nicht zu schämen. Was für ein prächtiger Scheik war Abraham! Und Moses erst und Samuel und David und Jeremias und Jesajas, was waren das für Männer!"

Endlich durfte er gehen. Da stieg er nicht die Treppen hinab, da sprang er sie wie ein übermütiger Junge mit einem inneren Jubelschrei hinunter, und sah sich dann erschrocken um, ob man ihn nicht etwa doch gehört habe.

Nun zur Post! Depesche! Nein, die Freude muß ich sehen. Mit dem nächsten Zuge fuhr er heim. Sie stand am Fenster, ein Kind auf dem Arm, und lugte hinaus, als ob sie auf ihn warte. Er winkte ihr zu und flog ins Haus. Da sah sie ihn mit einem Gesicht an, das ganz Auge, ganz Leuchten war, mit dem Brautgesicht jenes hellen Sabbaths.

„Bestanden, Lenchen, bestanden!" jubelte er ihr zu.

„Ich wußte es," sagte sie scheinbar ganz ruhig und küßte das Kind auf ihrem Arm. Und er merkte nicht, wie ihre heißen Tränen auf seine Bäckchen fielen.

Da umschlang er sie beide, Mutter und Kind, und sie flüsterte zwischen Lachen und Weinen: „Weißt du noch, die Geographiestunde? Nun ist es doch wahr geworden. Lehrer, m e i n Lehrer!"

Der gelbe Fleck

Drama in einem Akt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Den Bühnen gegenüber Manuskript.
Das Aufführungsrecht ist durch den Verband Deutscher Bühnenschriftsteller, Berlin W. 30, zu erwerben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Personen:

Mutter

Hans } ihre Kinder
Martha }

Richard

Christine, eine alte Magd.

Zeit: Um 1880 und — Gegenwart.

Ort: eine größere Provinzialstadt

1. Szene.

(Einfach bürgerlich eingerichtetes Zimmer. Tür im Hintergrund zum Flur führend, Tür rechts, die zum Zimmer der Mutter, Tür links, die in Hansens Zimmer geht. Tisch in der Mitte. Schreibtisch in der Nähe der Tür links.)

Mutter, Christine, (aus dem Zimmer rechts kommend).

Mutter: Wann kommt der Zug, Christine?

Christine: Das fragt Madam nun schon zum drittenmal. Das sollten Sie beinah auswendig wissen. 5 Uhr 17.

Mutter: Dann wird's bald Zeit, daß Sie zum Bahnhof gehen.

Christine: Die paar Schritt. Der Zug läuft mir nicht weg.

Mutter: Der Zug nicht, aber der Hans.

Christine: Na, der wird Augen machen, wenn die alte Christine allein aufmarschiert. Früher hat ihn immer die ganze Familie abgeholt, und Sie selber haben nie gefehlt, Madam.

Mutter: Früher! Da ging der Vater auch noch mit. Sagen Sie ihm, daß ich noch nicht wieder ausgegangen bin.

Christine: Und Fräulein Martha?

Mutter: Hätte noch was zu besorgen.

Christine: Hat sich was zu besorgen. Wenn unsereins 'ne Liebschaft hat, arbeitet man wie zwei Pferde,

so'n Ding faulenzt den ganzen Tag. Besorgen! Muß gewiß aufpassen, daß der Herr Doktor feuchte Umschläge auf den Mund kriegt. (Macht Bewegung und Laut des Küssens.) Und von dem Mosjö darf ich ja nichts sagen.

Mutter: Hüten Sie sich! Ich meine, ich hätt's Ihnen genug eingeschärft.

Christine: Ich sag Ihnen kein Wort zuviel. Ich werd mir den Mund nicht verbrennen. Wer die Suppe essen will, kann sie selber kalt blasen. Aber das sag ich Ihnen, Madam, der Hans hat's doch gleich raus. Das ist 'n Schlauberger!

Mutter: Er soll's sofort von mir hören. Darum hab ich ihn doch schon vor den Ferien kommen lassen.

Christine: Sie können ihm nur ein weich Polster hinlegen. Der wird Ihnen platt auf den Rücken fallen, wenn er die Bescherung hört. Ich begreif's auch nicht. So 'n schön Mädchen! Wenn Sie mich gefragt hätten, Madam — und der selige Herr Rat hätt's auch nicht gelitten.

Mutter: Vielleicht doch, Christine, vielleicht doch!

Christine: Nee, gewiß nicht. Fräulein Martha hätte sich auch einen andern aussuchen können. Wenn ich 'nen Juden hätt heiraten wollen —

Mutter: Ich weiß es, Christine, aber dann hätte ich ja nicht zwanzig Jahre lang solche treue Hilfe gehabt.

Christine: Und das will ich Ihnen nur gleich sagen, Madam, sie hat schon darauf angespielt, zu der Martha zieh ich nicht. Ich will auf meine alten Tage kein Kindermädchen mehr werden; am allerwenigsten aber bei —

Mutter: Bei Judenkindern. Schon gut, schon gut. Sollen Sie auch nicht. Wir beiden Alten bleiben

beisammen. (Nach der Uhr schauend.) Nun ist es aber höchste Zeit. Schnell, und nicht verplappern!

Christine: Man nicht bange! Hab' ich schon je ein Wort zuviel gesagt? Und wissen Sie, Madam, Unangenehmes erzählen, wenn es nicht just von 'ner unangenehmen Person ist, das überlasse ich lieber andern Leuten. (Ab.)

2. Szene.

Mutter. Martha (öffnet hastig die Tür rechts).

Martha: Darf ich, Mutter?

Mutter: Aber Martha, hab' ich dich nicht gebeten —

Martha: Es dauert ja noch eine Viertelstunde, eh der Zug kommt. Ich wollte dir nur eben diese Blume bringen.

Mutter: Wie schön!

Martha: Die sind für dich und die für Hans. Er macht sich zwar nichts aus Blumen, aber er muß sich auch daran gewöhnen.

Mutter: Natürlich wieder von Richard.

Martha: Natürlich nicht. Ich hab' sie gekauft.

Mutter: Und er hat sie bezahlt.

Martha: Aber natürlich. Das ist doch seine Pflicht.

Mutter: Und wo ist er?

Martha: Er wollte noch etwas für Hans kaufen. Gleich holt er mich ab.

Mutter: Immer schenken, immer schenken!

Martha: Laß ihn doch, Mutter, es macht ihm soviel Freude. Er ist ja nur glücklich, wenn er geben kann.

Mutter: Er verwöhnt uns alle und dich besonders, Kind.

Martha: Tut er auch, aber er meint, ich verdiene es auch, und ich kann mir nicht helfen, ich bin ganz

seiner Meinung. Und es tut so gut, mal verwöhnt zu werden. Sieh nur einmal, was er mir da als Verlobungsgeschenk beschert hat. Heute abend wird doch offizielle Verlobung gefeiert. Erst offizielle Verlobung! Wie oft du das gesagt hast, Mutter, wenn es mich brannte, mein Geheimnis zu offenbaren. Ich bin wirklich neugierig, wie die aussieht. Offiziell! Es klingt so feierlich und riecht nach Diplomatie. (Hat inzwischen ein Etui hervorgezogen und geöffnet.) Na, gefällts dir?

Mutter: Ah!

Martha: Sieh, diese feinen Farben. Ich solls als Brosche tragen. Eine Moosrose, meine Lieblingsblume, und mitten drin ein Tautropfen.

Mutter: Ein Tautropfen —

Martha: Der keine Träne bedeutet, wenn's auch eine echte Perle ist. Denn was hier unter der Brosche steckt, ist so lieb und gut, daß man nur lachen muß, wenn man's ansieht. Da, nun weißt du auch, wo das verlorene Bild von Hans gewesen ist. Gestohlen hat er's, der Spitzbube!

Mutter: Ja, das ist schön!

Martha: „Was dir am liebsten auf der Welt ist," hat Richard gesagt. Die alte häßliche, brummige Mutti in der Mitte — sag ich — und rechts und links daneben der Hans und der Richard. Nun, bist du nicht stolz auf zwei so forsche Jungens?

Mutter: Mehr als stolz. Gebe Gott nur, ich hätte sie erst so einträchtig an meiner Seite, wie sie hier im Bilde sind, oder noch lieber, so eins, wie ich sie im Herzen trage.

Martha: Wird schon kommen. Der Hans ist zwar ein Brausekopf und noch ein rechter Hansguckindiewelt. Aber er ist doch auch ein lieber Kerl, und wenn er Richard erst kennen lernt, ist alles gut.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mutter: Wenn er ihn kennen lernt! Ob er aber will? Ja, wenn die Menschen einander kennten, stände es um vieles besser in der Welt. Ein Vorurteil ist stärker als die Wahrheit. Warst du doch selber aufgebracht, als du ihn zuerst in unserm Hause sahst.

Martha: Auf dem Vorplatz im Halbdunkel, wo man seine guten, schönen Augen nicht sehen könnte.

Mutter: Wo man aber doch sehen konnte, daß er ein Jude war und gleich darauf ärgerlich fragen konnte: Wie kommt der in unser Haus?

Martha: Mußt' ich nicht so fragen, die ich nie einen Juden bei uns gesehen? Aber dann, als du mir alles anvertrautest, als du mir sagtest, daß du selber Jüdin gewesen, daß er der Sohn deiner Schwester sei, hab ich ihn dann nicht freundlich empfangen, hab ich mich nicht — nur dir zu Gefallen — Hals über Kopf in ihn verliebt?

Mutter: Das war sehr brav von dir. Ist dir wohl recht schwer gefallen?

Martha: O, so schwer wie Singen und Blumenpflücken. Ist er nicht ein ganzer Mann? Solltest mal hören, wie seine Patienten von ihm sprechen! Ich freue mich ordentlich darauf, wenn ich ihn so recht vor dem Hans herausstreichen kann. Wird der Augen machen! Aber nein, das geht nicht, ich würde mich schämen. Richard hat's nicht nötig, wenn er auch Jude ist. Schließlich sind die Juden doch auch Menschen.

Mutter (lächelnd): Ja, Kind, schließlich sind sie auch Menschen.

Martha (sie umarmend): Ach, Mutter, verzeih, ich vergaß. Solch eine Selbstverständlichkeit ist mehr als eine Dummheit, ist eine Beleidigung, aber nicht für Richard und für dich, nur für (deutet auf ihre Stirn). Ich wollte dir nicht weh tun, Mutter.

Mutter: Du tatest es auch nicht, mein Kind. Ich habe so lange auf dieser Seite gestanden, daß ich kaum noch weiß, wie solche Worte nach drüben hin klingen. Wenn dir nur alles erspart bleibt!

Martha: Ich fürchte mich nicht, Mutter. Richard macht's mir leicht. Er verlangt nur einen Glauben von mir, den an unsere Liebe. Und ich denke, zwei Menschen, die einander gut sind, und die nichts sein wollen als Menschen, die werden schon im Sonnenschein und Regen glücklich zusammen ihren Weg finden.

Mutter: Recht so, mein Kind. Und solltest du einmal Opfer bringen müssen, Kind, durch den Geliebten leiden, mag schwer sein, um den Geliebten, wenn du dir selbst nur treu bleibst, ist höchstes Glück.

Martha: Mutter, ich glaube, du hast beides erfahren.

Mutter: Nein, nein, nur das eine, mein Kind, nur Glück!

3. Szene.

Richard, die Vorigen.

Richard: Mädel, du hast mich aber unten schön warten lassen.

Martha: Junge, ich wußte, daß du doch heraufkämest. Hast du was gefunden?

Richard: Etwas sehr Hübsches.

Mutter: Du machst dir zu große Ausgaben, Richard.

Richard: Nicht der Rede wert, Mama. Das ist ja gar kein Geben mehr, wenn man so viel Dank dafür eintauscht.

Martha: Zeig mal her, was ist es denn?

Richard: Es soll erst noch schnell eine Widmung eingraviert werden.

Martha: Ah, ich weiß schon, ein Bierkrug. Was kann es für einen deutschen Studenten auch sonst noch Widmungswertes geben?

Richard: Etwas, was für ein übermütiges Mädchen auch noch gut ist: Einen Stock. Hüte dich, du —

Martha: Oder du! Und Hans hilft mir. Uebrigens, Herr Doktor, wenn nun der Herr Hans, der studiosus juris, der Erstchargierte seiner Verbindung, der Mann in der Familie, unserer Verlobung seine Zustimmung versagt? Dann bist du der Blamierte.

Mutter: Martha!

Richard: Offen gesagt, Mama, ein wenig komisch scheint's mir auch, daß wir des jungen Herrn halber so geheim tun müssen. Es wäre am richtigsten gewesen, ich wäre mit Martha zur Bahn gegangen: Guten Tag, Vetter Hans, erlaube, daß ich dir meine Braut vorstelle.

Mutter: Unmöglich, Richard!

Richard: Ich will doch nicht hoffen, Mama, daß er daran Anstoß nimmt, daß ich —

Mutter: Du kennst den Jungen nicht. Er würde es uns nie verzeihen, daß seine Schwester sich verlobt hat, ohne daß wir ihm vorher auch nur eine Andeutnug gemacht haben. So jung er ist, er fühlt sich als Vertreter der Familie.

Richard: Ich kenne das. In dem Alter hält man um so mehr auf Beachtung der äußeren Würde, je weniger man innere besitzt. Darum der Schraubstock des studentischen Ehrenkoder. Wenn man so plötzlich in die Höhe geschossen ist, sucht man gern nach einem Halt.

Mutter: Sei nur ein bißchen milde mit ihm, Richard. Du wirst ihn dir schon gewinnen, er ist ein lieber Junge.

Martha: Und hat die beste Schwester in der Welt!

Richard: Na, na! —

Martha (hält ihm den Mund zu): Du schlechter Kerl!

Mutter: Geht, Kinder, geht, zankt euch draußen weiter. Es ist viel gemütlicher für euch. Hans kann jeden Augenblick kommen, und ich wollte ihn doch vorbereiten. Geht durch den Garten, Martha, geht!

Martha: Komm, du Doktor Eisenbart, ich führe.

Richard: Jetzt schon?

Martha: Jetzt und immer. Auf Wiedersehn, Mutter!

Richard: Auf Wiedersehn, Mama!

Mutter: Adieu, Kinder!

(Ab rechts.)

4. Szene.

Mutter allein.

Mutter: Sie sind glücklich, sie werden es bleiben. (Steht einen Augenblick sinnend, dann wie erschrocken.) Ah, die Blumen ohne Wasser! (Gießt aus einer Karaffe Wasser in die Vase, stellt die Blumen hinein, trägt sie in Hansens Zimmer, kehrt zurück und bleibt an der Tür stehen.) Wie oft ich schon heut in seinem Zimmer gewesen bin! Es hält mich förmlich fest. Und ist doch alles in bester Ordnung. Da des Vaters Bild auf dem Tisch, der frische Kranz um seinen Körner, seine Schulbücher, was mag ich nur vergessen haben? Mir ist, als ob ich etwas hinstellen müßte, was ihm gleich sagte, wie lieb ich ihn habe. Was denn nur? — Wenn ich ihn verlöre! Das nicht, nur das nicht, barmherziger Himmel! (Nachdenkend.) Ich hab mir alles so schön zurecht gelegt, was ich ihm sagen will, aber wird er sich überzeugen lassen? (Den Schreibtisch kosend.) Da, an dem Tisch, hat er so oft als kleiner Junge gesessen und mich gefragt und hat mir alles geglaubt, alles. Ach, wenn ich ihn noch einmal

so auf meine Arme nehmen könnte, ach, wenn ich es noch einmal hören könnte: Ja, so ist's, Mutter hat's gesagt. — Wie konnt er mir nur so fremd werden! — Mein Gott, ich habe Angst vor ihm, die Mutter vor dem Kind!

5. Szene.

Mutter. Christine (einen Koffer hereintragend.)

Christine: Da hab' ich ihn, Madam.

Mutter (sich erschrocken umsehend): Hans!

Christine: Nee, den Koffer. Ist das Luder schwer.

Mutter: Und wo ist Hans?

Christine: Der junge Herr hat sich unterwegs noch aufgehalten.

Mutter: Martha ist ihm doch nicht begegnet?

Christine: Nee.

Mutter: Wie sieht er denn aus?

Christine: Famos! Ich sag Ihnen, famos steht ihm —

Mutter: Nun, was denn?

Christine: Die, die — neue Mütze.

(Inzwischen hat sich Hans an der offenen Tür gezeigt. Die Mutter, welche sich gesetzt hat, kehrt ihm den Rücken, und Christine, welche vor ihr steht, wechselt Blicke des Einverständnisses mit ihm.)

Mutter: Was ist denn los, Christine, was guckst du denn immer?

Christine: Es juckt mich so in die Arme. So'n Koffer. —

Mutter: Dem Jungen fehlt doch nichts?

Christine: I wo! So'n stämmigen —

6. Szene.

Hans, die Vorigen.

(Hans ist leise herbeigeschritten und hält der Mutter von hinten beide Augen zu. Er hat einen blutigen Schmarren auf der Stirn.)

Hans: Nein, Mütterchen, es fehlt ihm gar nichts. Nicht umdrehen, du. Er ist kerngesund, wie du an seinem

urkräftigen Bierbaß hörst. Und du bist auch wieder die Alte?

Mutter: Ganz die Alte. Aber —

Hans: Nicht umdrehen, erst beichten. Warum sollte ich denn so schnurstracks heimkommen?

(Mutter gibt der Magd einen Wink.)

Christine: Nun geht's los. Ich mach mich dünne.

(Sie trägt den Koffer in Hansens Zimmer und geht darauf durch die Korridortür ab.)

Hans: Nun, so mitten aus meinen Studien heraus, das ist doch keine Kleinigkeit. Du lachst? Ich studiere wirklich.

Mutter: Ich hatte nach der Krankheit so große Sehnsucht nach meinem Jungen.

Hans: Und sonst hat man dir nichts zugetragen? So was von Mensur? Pistolenduell?

Mutter: O Gott! Hans!

Hans: Still, keine Angst. Die Dinger liegen ja ruhig in meinem Koffer, und ich stehe heil hier. Noch einen Augenblick, Mütterchen.

Mutter: Was soll das nun? Was hat dir gefehlt? Was fehlt dir? Warum zögertest du zu kommen?

Hans: Weil, weil der Schmiß erst ein bißchen heilen sollte. Du siehst, es ist nur eine lumpige Schramme, nicht einmal ein Paradeschmiß, sitzt zu hoch. Da hast du die Bescherung.

(Er läßt ihren Kopf los.)

Mutter: Hans, mein Hans! (Umarmt ihn und preßt ihn an sich.)

Hans: Wußt ichs doch! Noch immer das alte Sorgenmütterchen! Das ist doch nun rein gar nichts. Ein bißchen die Haut geritzt.

Mutter: Gar nichts! Wenn ihr klein seid, schützen wir Mütter euch ängstlich vor jedem Stoß und Fall, sind zu Tode erschrocken, wenn auch der Finger blutet, und

kaum seid ihr aus unserer Hut, setzt ihr freventlich euer Leben aufs Spiel.

Hans: Wenn es die Ehre verlangt!

Mutter: Oder was man so für Ehre hält. Wer ist denn der deinen zu nahe getreten?

Hans: Ein frecher Judenjunge.

Mutter: Hans, du weißt, ich mag solche Ausdrücke nicht. Vater hat sie auch nie gebilligt.

Hans: Vielleicht doch.

Mutter: Nie! Ihr durftet dergleichen niemals sagen.

Hans: Nein, aber es zuckte über sein Gesicht, wenn man die Sorte Menschen erwähnte. Als Richter mußte er auch den Schein der Parteilichkeit vermeiden, aber ich hab immer gewußt, wohin sein Herz ihn zog.

Mutter: Hans, du bist noch viel zu jung, um so sicher in den Herzen lesen zu können. Und was hat dir der — der andere denn getan?

Hans: Fixiert hat er mich.

Mutter: Was heißt das nur: fixiert?

Hans: Ich trinke mein Bier, und er grinst mich an. Da tret ich auf ihn zu und frage: Warum grinsen Sie, wenn ich trinke? Und was erwidert er?

Mutter: Nun?

Hans: Warum trinken Sie, wenn ich grinse?

Mutter: Das war aber doch ganz vernünftig.

Hans: Nein, unverschämt war es, und ich hätte dem Lümmel eins runtergehauen, wenn mir ein Freund nicht in die Arme gefallen wäre. Schade, daß ich ihn nicht vor die Pistole fordern durfte, und wenn ich ihn auch niedergeknallt hätte.

Mutter: Und wenn du ihn niedergeknallt hättest? Er ist auch einer Mutter Sohn.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hans: Dann wär doch einer von der Rasse weniger auf der Welt.

Mutter: Hans, hast du jemals einen Juden näher kennen gelernt?

Hans: Gott sei Dank, nie! Trage auch gar kein Verlangen danach. Unsere Verbindung ist zwar von Juden mitbegründet worden, aber dann hat man sie rausgeschmissen.

Mutter: Das ist die Dankbarkeit der Kinder.

Hans: Nein, das ist die Pflicht deutscher Männer. Unser Vaterland ist lange genug unterdrückt worden, lange genug hat der Materialismus jede edle Regung unserer Volksseele vernichtet. Wer hat denn noch Ideale? Sozialdemokraten und Anarchisten erheben übermütig ihr Haupt, während der Bauer, der Handwerker klagt und stöhnt. Und an alledem ist nur dies fremde Gesindel schuld. Es wird wieder Zeit, daß Deutschland den Deutschen gehört.

Mutter: Hans, ist alles das, was du da vorbringst, das Ergebnis eigener Forschung und Prüfung, oder sprichst du es anderen nach?

Hans: Es wird nicht weniger wahr darum, Mutter, wenn Tausende der besten Männer es mit mir glauben.

Mutter: Und wer bürgt dir, daß sie die besten sind? Wer bürgt dir, daß sie selber ruhig, sachlich geprüft haben, daß nicht Vorurteil, Wahn oder Haß aus ihnen spricht? Selber prüfen, mein Junge, nicht fertige Urteile als ewige Wahrheit hinnehmen! Was läuft nicht alles als echte Münze durch die Welt, und nicht einem unter Tausenden fällt es ein, einmal nachzuprüfen, ob sie nicht falsch sei, ob er mit dem Geldstück, das er so besitzesstolz weitergibt, nicht andere in Not und Verderben bringe.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hans: Wer fälscht denn unsere Werte, Mutter? Wer hat sie seit zwei Jahrtausenden gefälscht? Nur dieses Schachervolk, das wir in unserer Humanitätsduselei uns gleichgestellt haben. Dumm genug, daß wir sie nicht mehr wie einst im Mittelalter den gelben Fleck tragen lassen.

Mutter: Wir lassen sie ihn noch tragen, Hans. Aber wem zur Schmach? Der Stamm, der so manche große Männer hervorgebracht, der der Welt den Heiland gegeben, kann doch nicht so ganz verderbt sein.

Hans: Vielleicht nicht gewesen sein. Aber alles blüht und verwelkt. Und jetzt soll unsere Nation blühen, und wir müssen uns unsere Nationalität, unser Deutschtum, rein erhalten. Das ist unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit.

Mutter: Deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist vor allem, Mensch zu sein. Es ist etwas Schönes, etwas Herrliches um das Deutschtum; aber die Grenzpfähle unseres Landes, und sei es noch so groß, dürfen nicht die Grenzpfähle unseres Menschentums sein. Wo bleibt sonst dein Christentum?

Hans: So ungefähr, Mutter, so schulmeisterlich hast du schon mal gesprochen, als ich noch Pennäler war. Aber was soll mir das alles jetzt? Bist du bange vor einem zweiten Duell? Was hat das denn alles mit den Juden zu tun?

Mutter: Nichts, als dir zu zeigen, daß du nicht so rein sondern kannst, wie du wähnst: Hier deutsch — hier nicht deutsch! Ist denn die Kultur der Deutschen von den Germanen allein gemacht? Nimm fort, was sie andern Völkern, was sie den Hellenen, ja auch, was sie den Juden verdankt, und was bleibt dir von deinem Deutschtum?

Hans: Oh, noch unendlich viel!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mutter: Noch unendlich viel, gottlob, ich sag es begeistert mit dir. Aber, Hans, auch das, was du jetzt als Deutschtum verehrst und verteidigst?

Hans: Du willst mich wohl bekehren, Mutter? Dazu bin ich doch zu alt und zu selbständig.

Mutter: Doch hoffentlich nicht zu alt, um noch zu lernen, und vor allem zu lernen, ehrlich zu prüfen und es ehrlich zu bekennen, wenn du dich geirrt hast. Du trittst ja erst in das Leben ein, Hans, wer weiß, in welche Verbindung es dich noch mit einem Juden bringen kann.

Hans: Zum Beispiel?

Mutter: Zum Beispiel, wenn du dich nun in eine Jüdin verliebtest, du unberechenbarer Sprudelkopf.

Hans: In eine krummnasige, schwarze Judendirn!

Mutter: Es gibt auch gradnasige, blonde.

Hans: Mein Instinkt würde mich vor ihr warnen. Kann denn eine Jüdin einem Manne sein, was ein deutsches Mädchen ihm ist, was du dem Vater warst, Mutter?

Mutter: Wer weiß! Und wenn nun deine Schwester sich in einen Juden verliebte?

Hans: Nieder schöß ich den Kerl!

Mutter: Hans!

Hans: Einen Itzig zum Schwager haben, das ertrüg ich nicht.

Mutter: Vielleicht heißt er Hans. Der Name ist auch jüdischer Herkunft.

Hans: Mutter, ich verbitte mir solche Witze.

Mutter: Und doch ist es so, mein Junge. Johannes ist ein jüdischer Name. Es ist eben manches anders, als man denkt.

Hans: Wo hinaus soll das alles, Mutter? Ich dächte, wir könnten angenehmere Gespräche führen als dieses.

Mutter: Angenehmere wohl, aber nicht notwendigere.

Hans: Ich verstehe dich nicht, Mutter.

Mutter: Du weißt, daß ich krank war, Hans, schwer krank, viel schlimmer als du ahntest. Unter den Aerzten, die mich behandelten, war ein junger, jüdischer Arzt, ein tüchtiger Mensch. Er kam fast täglich in unser Haus. Martha lernte ihn kennen und —

Hans: Sprich's nicht aus, Mutter!

Mutter: Und liebte ihn, und er — sie.

Hans: Höll und Teufel! Du hast ihm doch sofort die Tür gewiesen, dem Kerl.

Mutter: Nein.

Hans: Nein? Ach, du warst ja krank.

Mutter: Du hörst ja, Martha liebte ihn.

Hans: Liebte ihn. Hat ihn geliebt. Aber jetzt? Jetzt ist sie doch von ihrer Verirrung geheilt. Und mir bleibt nichts übrig, als den Buben zu züchtigen.

Mutter: Er ist kein Bube, Hans, er ist ein ehrenwerter, braver Mann. Und Martha liebt ihn.

Hans: Die Dirne!

Mutter: Hans, mäßige dich! Es ist deine Schwester!

Hans: Aber du, Mutter, du?

Mutter: Ich habe darauf bestanden, daß du erst deine Zustimmung geben solltest.

Hans: Du kennst mich doch. Du weißt doch, wie ich über den Punkt denke.

Mutter: Ueberleg dir's erst.

Hans: Nein, nein, nein! Daß gerade uns das passieren muß. Aber Mutter, warum ließest du es auch so weit kommen? Warum hast du ihm nicht sofort zu verstehen gegeben, daß wir unsere Familie nicht besudeln lassen!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mutter: Ich konnte nicht.

Hans: Warum nicht? — Du schweigst? Du hältst wohl mit ihnen? Schön, schön, da kann ich ja gehen. Aber das schwöre ich dir, Mutter —

Mutter: Schwör nicht, Hans. Er ist ja so gut, und Martha ist so glücklich, und ich habe euch beide so lieb.

Hans: Mich nicht, mich hast du verstoßen in dem Augenblick, da du's mit ihnen hältst. Er ist doch reich?

Mutter: Er ist reich.

Hans: Ha, ha, ha! Natürlich! Mag sie sich verschachern; aber mein Name, meine Ehre sind mir nicht feil, selbst nicht um den Preis der Mutterliebe.

Mutter: Nicht so sprechen, Hans, kein entweder oder. Das ist schrecklich. Ach, wüßtest du, was ich gelitten habe.

Hans: Und warum diese Sentimentalität? Warum ihn nicht gleich klipp und klar in seine Schranken gewiesen?

Mutter: Ich konnte ja nicht. — Gib mir deine Hand, Hans, sag mir, bin ich dem Vater nichts stets eine gute Frau gewesen?

Hans: Was soll das nun, Mutter? Frag doch nicht so. Erkläre mir lieber, warum hast du den Menschen nicht abgewiesen? (Zieht unwillig seine Hand zurück.)

Mutter: Laß mir die Hand, mein Junge, sag mir, daß du mich lieb hast, daß ich dir immer eine gute Mutter gewesen.

Hans: Gewiß, gewiß. Alles schön und wahr. Aber warum hast du mir das nicht erspart?

Mutter: Weil — Hans — weil ich Marthas Glück nicht zerstören wollte.

Hans: Schönes Glück das!

Mutter: Schönes Glück! Auch eine solche Ehe kann glücklich sein. Ich selber habe einen ähnlichen Fall gekannt. Laß dir die Geschichte erzählen. Ich hatte eine jüdische Freundin. Sie war so blond und sie war so hübsch, daß sich ein christlicher Assessor in sie verliebte. Und sie in ihn. Beider Eltern waren gegen die Heirat, aber die jungen Leute blieben standhaft. Sie gab für den Geliebten Glauben und Familie auf. Sie mußte es. Der junge, von der Gesellschaft verwöhnte Assessor hatte gemeint, man würde seine Bewerbung mit Jubel aufnehmen und war in seinem Stolze bitterlich gekränkt, als man ihm Schwierigkeiten machte. Heftige Erörterungen folgten, und in der Erregung des Streites warf er dem Vater des Mädchens das böse Wort hin, er bedürfe seines Wuchergeldes nicht.

Hans: Bravo!

Mutter: Hans! Er war in Ehren ergraut, der alte Mann!

Hans: Na ja, ereifere dich nur nicht so. Und dann?

Mutter: Dann war der Bruch unheilbar. Sie folgte ihrem Manne nach einer fernen, fremden Stadt, wohin er als Richter versetzt worden war. Ihre Herkunft durfte sie nie erwähnen. Er wollte ihr Verdrießlichkeiten ersparen, erst ihr und dann sich selber. Und so lebte sie unter fremdem Schild, und so fraß die Lüge weiter. — — Aber ich glaube, sie waren doch ganz glücklich in ihrer jungen Ehe. Doch dann kamen schwere Sorgen. Er mußte verarmte Verwandte unterstützen und wurde immer verbitterter, wenn er an die reichen dachte. Sie hätte gern eine Versöhnung herbeigeführt; aber er wollte nicht, aus falschem Ehrgefühl nicht. Man sollte ja nicht glauben, es sei ihm um die Mitgift oder die Erbschaft zu tun. Jede Verbindung mit ihrer Familie hörte

auf. Ihr Vater starb, ihre Mutter starb, sie hat sie nie wiedergesehen. Und dann kam der schwerste Schlag. Ihr Mann brach zusammen unter der Last der Sorgen. Doch noch auf dem Totenbett sagte er zu seinem Weibe: Du bist doch das Glück meines Lebens gewesen.

Hans: Weißt du natürlich alles von ihr selber?

Mutter: Ja, Hans, von ihr selber.

Hans: Nun laß dir keinen Bären aufbinden, Mutter! Eine Jüdin kann keinen deutschen Mann glücklich machen. Das ist einfach Schwindel.

Mutter (aufschreiend): Hans, du beschimpfst deine Mutter!

Hans (betroffen): Mutter?!

Mutter: Ja, deine Mutter.

Hans: Alles wahr? Du? Du selber?

Mutter: Ich. Alles, wie ich es erzählt habe. — Und die Geschichte geht noch weiter. Als ich auf den Tod daniederlag — du ahntest nicht, wie krank ich war — schrieb ich an meine einzige Schwester. Ich wollte euch nicht hilflos zurücklassen. Ihr Sohn war Arzt hier am Orte. Ich wußte nichts davon. Sie selber konnte nicht kommen. Da schickte sie ihn zu mir. Und er ist Marthas Verlobter. Begreifst du nun, warum ich ihn nicht abweisen konnte?

Hans: Mutter, was hast du mir angetan!

Mutter: Kind, was tust du mir an!

Hans: Belogen, betrogen! Meine Jugend, mein Leben vergiftet!

Mutter: Ja belogen! In einer fortwährenden großen Lüge meine Kinder aufgezogen. Das ist die Schuld meines Lebens. Dadurch habe ich eure jungen Herzen vergiftet und vergiften lassen. Daß ich mich immer duckte, daß ich nicht die Kraft hatte, vor deinen Vater hinzutreten: So oder so! Wenn ich meinen

Kindern eine Mutter sein soll, müssen sie die Wahrheit wissen. Gib sie mir frei, oder gib mich frei!

Hans: Der arme Vater!

Mutter: Und deine Mutter? Kannst du es ahnen, was es heißt, jahrelang unter einer Maske umherzugehen, sein eigenstes Selbst verleumdet, beschimpft zu hören und schweigen zu müssen? Verflucht hab ich mein Gesicht, mein Haar, meinen Namen, die keinem verrieten, welcher Herkunft ich sei, keinen mahnten, Rücksicht zu nehmen. Unter liebevollem Lächeln durfte man mir ins Gesicht speien, unter herzlichen Freundschaftsversicherungen mich verhöhnen. Daß die Meinen Wucherer, Betrüger, Diebe, Kindermörder seien, hab ich alles mit stillem Gleichmut anhören müssen. O, daß ich wahr gewesen wäre, vielleicht hätte mein Sohn jetzt seine Mutter verteidigt, statt sich ihrer zu schämen.

Hans: Ja, Mutter, ich schäme mich — meiner. Ich, der Erstchargierte, der Stolz unserer Verbindung, der glühendste Vertreter unsrer Prinzipien, ich — ich selber ein Judenstämm—, ich krieg das Wort nicht raus, das ist mehr als tragisch, das ist lächerlich.

Mutter: Das ist ein Schicksal, Hans, trage es ritterlich. Man lernt alles tragen.

Hans: Ich werde es. Ich muß nur erst zu mir selber kommen.

Mutter: Sieh, Hans, bin ich denn nun geringer geworden? Bin ich denn nun weniger deine Mutter als früher? Wende dich nicht ab. Behalte mich lieb, mein Kind, und alles wird gut.

(Man hört Tritte.)

Hans: Die Türe zu, daß mich keiner sieht.

Mutter: Sie sind es wahrscheinlich.

Hans: Wer?

Mutter: Martha und ihr Verlobter, dein Vetter. Nicht solches Gesicht, Hans!

Hans: Soll ich lachen ob des Heils, das mir widerfahren? Die Hand soll ich ihm wohl drücken, ihm in die Arme — Mutter, um Gottes willen, laß ihn nicht kommen, jetzt nicht, ich ertrag es nicht. Raus mit ihm, weis ihm die Tür, ich laß mich nicht in meines Vaters Haus demütigen! Raus mit ihm, raus!

Mutter: Faß dich, mein Kind, mein Hans, mein guter Hans, mach mich nicht unglücklich. Denk an deine Schwester.

Hans: O die!

Mutter: Sie ist so glücklich!

Hans: Sie mag es bleiben. Aber ich krieche nicht vor dem Geld, so wenig wie der Vater. Jag ihn raus, Mutter, den — den Kerl, sofort raus — oder —

(Stürzt in sein Zimmer und riegelt die Tür hinter sich zu.)

Mutter (an der Tür rüttelnd): Hans, Hans, deine Mutter kniet vor dir. Ich will ja alles tun, was du willst. Hörst du, Hans? Alles, alles! Hans, mein Hans!

(Sinkt ohnmächtig an der Tür hin.)

7. Szene.

Mutter, Martha, Richard.

Martha (draußen singend):

Hänschen klein
Ging allein
In den weiten Wald hinein. —

(Oeffnet singend die Tür. In demselben Augenblick ertönt ein Schuß in Hansens Zimmer.)

Martha (erst erschrocken, dann beklommen auflachend): Das sieht dem Taugenichts ähnlich. Damit will er uns gewiß begrüßen, Richard. Da könntest du gleich den Stock gebrauchen.

Richard (sieht die Mutter am Boden liegen): O Gott, Martha, die Mutter!

Martha (stößt einen Schrei aus): Mutter, Mutter!

(Richard richtet die Mutter halb auf.)

Mutter: Mein Hans, mein Kind!

Vorhang.

Worterklärungen

Baalschem .... = Herr des (göttlichen) Namens, Beiname eines berühmten, wundertätigen Rabbis.
Bar Mizwa ... = wörtlich: Sohn der Pflicht. „Einsegnungstag" des 13jährigen Knaben.
Benschen ..... = segnen, vom lateinischen benedicere.
Berches ..... = Weißbrot, über das am Freitag abend der Segen gesprochen wird.
Broche ..... = Segensspruch.
Gan Eden .... = Paradiesgarten.
Hille ..... = eilig, plattdeutsch.
Holschken .... = Holzschuhe, plattdeutsch.
Jom Kippur ... = Tag der Versöhnung, Versöhnungsfest.
Kaff ..... = Dorf in der Sprache der wandernden Handwerksburschen.
Kiddusch ..... = Segensspruch über ein Glas Wein beim Beginn des Sabbaths oder der Festtage.
Kille ..... = Gemeinde.
Krauter ..... = Handwerksmeister in der Sprache der Handwerksburschen.
Lechodaudi .... = Festgesang zur Einweihung des Sabbaths.
Machsor ..... = Gebetbuch für die Festtage.
Mauze ..... = ein Stück vom Brot, über das der Segen gesprochen worden ist.
Mincha ..... = Nachmittagsgebet.
Minjen ..... = Versammlung von zehn männlichen Personen, die zum gemeinsamen Gebet nötig sind.
Niggin ..... = Melodien, hier insbesondere die der Festgebete.
Omein ..... = Amen.
Oren ..... = beten, vom lateinischen orare.
Rauschhaschonoh. = Neujahrsfest.
Schammes .... = Synagogendiener, Küster.
Schemjisborach . = Gelobt sei der (göttliche) Name, Umschreibung für Gott.
Schma Jisroel . = Höre Israel, Anfangsworte des feierlichen Gottesbekenntnisses. Geleitworte in allen Lebenslagen.
Schirhamalaus . = Psalm 126, gewöhnlich am Sabbath nach dem Tischgebet gesungen.
Schul ..... = Synagoge.
Sederschüssel .. = Schüssel, die an den beiden ersten Passahabenden bei den Festgebräuchen in der Familie, dem Seder, benutzt wird.
Thora ..... = (göttliche) Lehre; die fünf Bücher Mosis.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bücher von Jakob Loewenberg:

Im Verlage der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin:

Aus zwei Quellen. Roman. 3. Auflage. / Kriegstagebuch einer Mädchenschule. 4.–5. Tausend.

Im Verlage von M. Glogau jr. in Hamburg:

Aelfrida. Drama in fünf Aufzügen. (Neuheit.) / Aus jüdischer Seele. Gedichte. 4. Auflage. / Detlev von Liliencron. Mit Bildnis des Dichters. / Deutsche Dichterabende. Vorträge über neuere deutsche Literatur. Mit Bildnis Liliencrons. 2. Aufl. / Gustav Frenssen. / In Gängen und Höfen. Hamburger Erzählung. 5. Tausend. / Geheime Miterzieher. Studien und Plaudereien für Eltern und Erzieher. 5. Auflage. / Neue Gedichte. / Rübezahl. Märchenspiel in vier Akten. 3. Auflage. (Neubearbeitung.) / Stille Helden. Novellen. / Von Strand und Straße. Gedichte. / Vor dem Feind. Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Im Verlage von R. Voigtländer, Leipzig:

Aus der Welt des Kindes. / Vom goldenen Ueberfluß. 225. Tausend.

Im Verlage von Jul. Klinkhardt, Leipzig:

Bittegrün. Ein Kinderbuch.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

5.50

Jw. v. Dolmi

Berlin/Grünewald

Königsallee 34a

03SR3799

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN